

12/1994

# STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN



## Medien und Minderheiten

ZEITSCHRIFT DER INITIATIVE MINDERHEITENJAHR



# editorial

Der Themenschwerpunkt dieser Ausgabe, Medien und Minderheiten, gibt Gelegenheit dazu, die eigene Zunft ins Visier zu nehmen. Aus den folgenden Beiträgen zum Thema geht hervor, daß Minderheiten im Hinblick auf die Medien in zwei Sackgassen geraten: die Vereinahmung oder die Ghettoisierung.

Oft scheint es die *einzig* Möglichkeit zu sein, als *Andersartige*, als eine *Besonderheit* Zugang zu den Massenmedien zu finden. Da es äußerst selten passiert, daß Männer Hunde beißen, muß sich der moderne Journalismus in der Zeit der Reizüberflutung andere Extrainaritäten aussuchen, denen ein »medialer Wert« innewohnt: Minderheiten stellen diesbezüglich ein gefundenes Fressen dar: ihre Kultur, ihr »hinterwäldlerischer« Separatismus, ihre wehleidige Schwäche bzw. aufmüpfige Stärke ... Als passive Fälle werden sie vom klischeebildenden und -suchenden Diskurs der Medien willkommen geheißen.

Geht es aber um ihre eigenen Anliegen, Forderungen, Proteste, kurz: darum, *selbst* zu Wort zu kommen, müssen Minderheiten entweder mit einem hartnäckigen Stillschweigen der Massenmedien oder – wiederum – mit der klischeehaften Entstellung der Inhalte, die sie vermitteln wollten, rechnen. Da es nicht wenige, mittlerweile professionell agierende Minderheiten-ÖffentlichkeitsarbeiterInnen gibt, kommen die minoritären Gruppen dem Wunsch der Massenmedien zuvor, indem sie ihre Anliegen möglichst zunftgerecht in journalistische Klischees verpacken, um diesen den nötigen Medialwert zu verleihen. Dadurch erlangen sie zwar Präsenz in den Medien, die Rezeption und die Reproduktion der Klischees – vor allem über sich selbst – aber schadet oft den Inhalten, die sie der Mehrheit übermitteln wollten.

Die andere Seite des Januskopfs Medien ist die »Ghettoisierung«. Gemeint ist nicht die Entscheidung, ein Periodikum für internen Gebrauch, von Minderheiten für

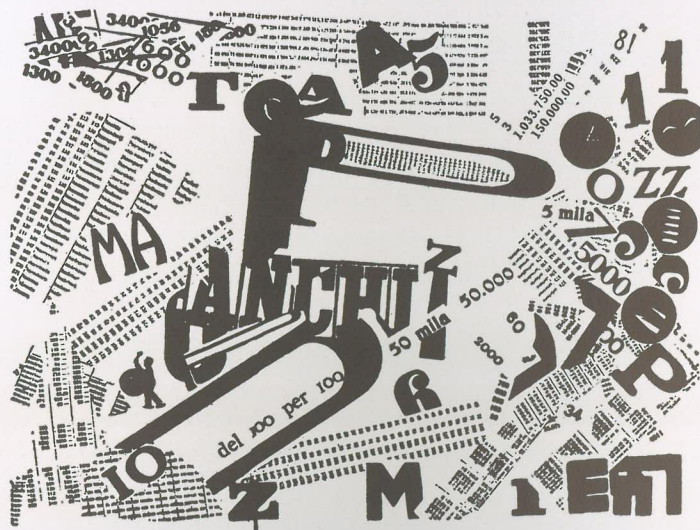
Minderheiten, zu gestalten, was nicht nur legitim, sondern auch erforderlich ist. Es gibt mehrere »Alternativmedien«, die prinzipiell auf die große Masse verzichten und dennoch den Wünschen ihrer Zielgruppen entsprechen. Der Verzicht auf die Breitenwirkung schlägt sich jedoch in der Sprache, in der Themenauswahl und im Erscheinungsbild nieder. Es entstehen Minderheitenthemen, -layouts, -bilder und -sprachgemeinplätze. Das Problem ist, daß ein Großteil der Minderheitenmedien einen nur sehr geringen Teil der medialen Bedürfnisse der Minderheitenangehörigen abdeckt. Die Auswirkungen sind allzu bekannt: Mangel an Motivation, zu große finanzielle Hürden, fehlendes Echo und Aufgabe des Mediums aufgrund des Desinteresses der Zielgruppe.

Lösungsansätze zum medialen Dilemma sind in den Thema-Beiträgen dieser Ausgabe, zumindest als Kernform, vorhanden. Einerseits wird deutlich, daß eine *Öffnung* – durch die Wahrnehmung der gegenwärtigen medialen Möglichkeiten – die Minderheitenmedien aus dem Ghetto befreien kann. Andererseits ist, bezüglich der Massenmedien, eine kritische, über Wohlwollen hinausgehende *Auseinandersetzung mit Klischees* gefragt, was nicht nur für BerufsjournalistInnen, sondern auch für die Öffentlichkeitsarbeit der Minderheitenorganisationen gilt.

Eine Seite des medialen Prozesses, eine Gruppe der Beteiligten, wird in der Diskussion über Medien oft ausgeblendet oder nur als statistische Größe in den Umfragen erwähnt: die *Konsumenten* der Medien. Eine *aktive* Teilnahme der Konsumenten an der Gestaltung der Medien kann letzte-

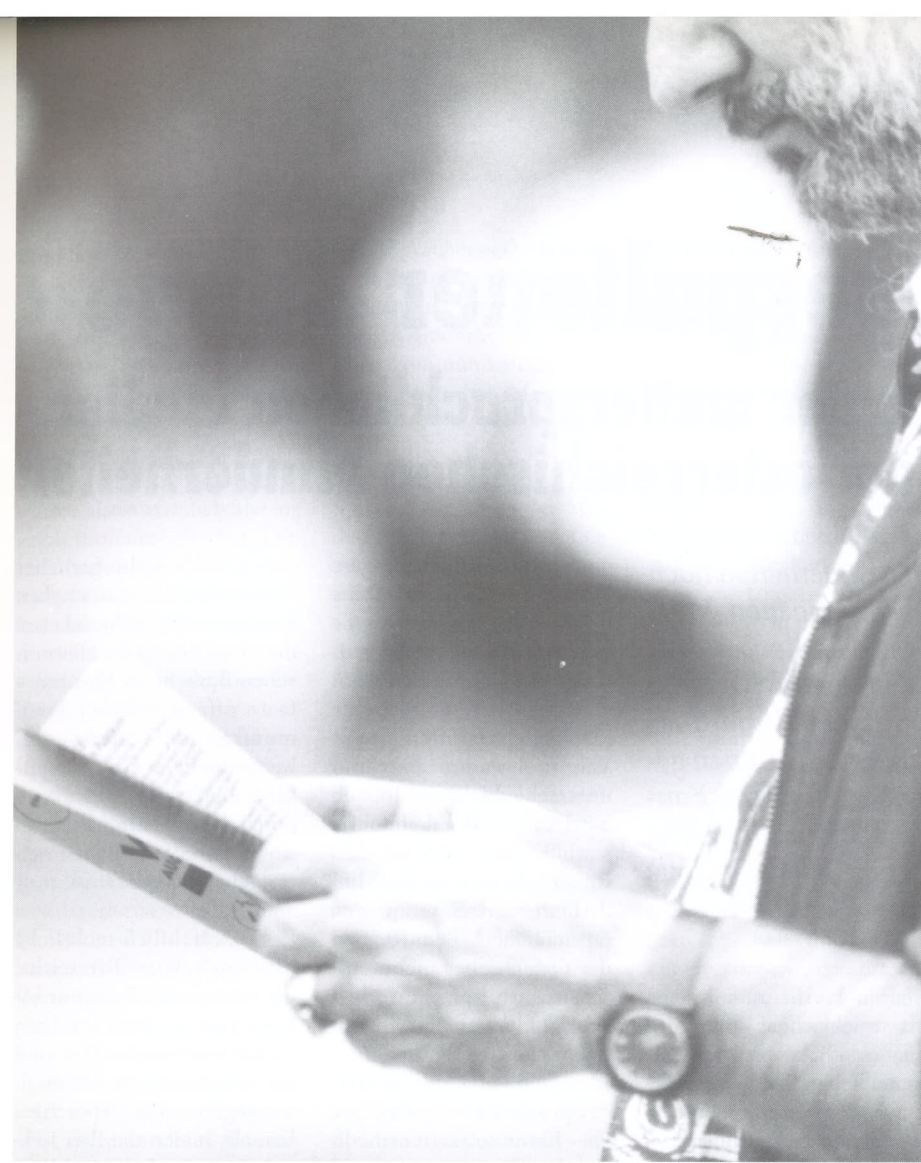
ren nur gut tun, was wiederum den Konsumenten zugute kommen kann. Eine Palette von Möglichkeiten ist diesbezüglich noch auszuschöpfen: von der kritischen Reaktion in Form der LeserInnenbriefe bis hin zu den thematischen, sprachlichen oder visuellen Vorschlägen. JournalistInnen arbeiten nur dann in völliger Gewißheit des Erfolgs und der Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit, wenn sie diese nicht in zahlenmäßigen Größen, sondern durch die persönliche Reaktion ihrer Adressaten erfahren.

Hakan Gürses



# inhalt

<b>Mit gespaltener Zunge</b> G. Baumgartner .....	4
<b>Medien als Designer ...</b> P. Tyran .....	7
<b>Einsprachige Medien</b> L. Krainer .....	9
<b>ORF ist kein Korrektiv</b> Gespräch m. H. Kletzander .....	10
<b>Minderheitentagung</b> .....	11
<b>Kriminelle und Paradiesvögel</b> D. Schmutzer .....	12
<b>Grolls großer Sprung</b> E. Riess .....	14
<b>Neue Radios</b> A. Pöyskö, T. Thurner .....	15
<b>Brief aus Stambul</b> G. Nitsche .....	16
<b>Die Kunst, ...</b> H. Kayahan .....	18
<b>Im Fußballverein</b> M. Marschik, A. Kordik .....	20
<b>Das Morgenintervall ...</b> E. Aytaç .....	22
<b>Mit sanfter Stärke</b> G. Müller-Klomfar .....	23
<b>Schrille Stille</b> G. Müller-Klomfar .....	24
<b>Festivals</b> M. Emir .....	25
<b>Trauermarsch ...</b> Berichte .....	26
<b>Ausgleich und Versöhnung</b> U. Hemetek .....	27
<b>Stadtführung</b> Wiener Integrationsfonds .....	28
<b>Tips</b> Bücher, CDs .....	29
<b>Kahlauers Tagebuch</b> .....	31
<b>Impressum</b> .....	32



## Medien und Minderheiten

Minderheiten in den Massenmedien – die Medien der Minderheiten: Wie werden minoritäre Gruppen in den Massenmedien dargestellt? Welche Nische wird ihnen hier zugewiesen? Wo treten andererseits die Probleme auf, die bei der Gestaltung der *eigenen* medialen Produkte entstehen? Diesen und anderen Fragen gehen die Schwerpunkt-Beiträge nach. Die AutorInnen sind Minderheitenangehörige, die sich bei ihren theoretischen Überlegungen auf die eigene langjährige Erfahrung als JournalistInnen berufen können.

## Stimmen

Auf den Zuschauertribünen trennt der Fußball – verbindet er in den Vereinen? Ein interessanter Bericht über die Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das von den SozialwissenschaftlerInnen Matthias Marschik und Alexandra Kordik durchgeführt wurde.

## Reportage

Vor etwa einem Jahr wurde sie zum Opfer einer Briefbombe – wie es der Fernsehmoderatorin *Silvana Meixner* seither geht, welche Spuren das Attentat hinterlassen hat, sind Themen eines Gesprächs, das *Gabriele Müller-Klomfar* mit der "sanft-starken" Journalistin geführt hat. Eine traurige *posthume* Aktualität verleihen diesem Porträt die in den vergangenen Tagen verschickten Briefbomben, die wieder an Minderheitenangehörige und sich für Minderheiten engagierende Personen adressiert waren.

## Im Minderheitenjahr

Den heuer erstmalig verliehenen "*Walter-Deutsch-Preis*" bekam der Kärntner Slowene *Engelbert Logar*, ein Ethnomusikologe, der sich seit Jahren mit dem slowenischen Volkslied in Kärnten auseinandersetzt. Ein Bericht von *Ursula Hemetek*.

**STIMME von und für Minderheiten:** Vierteljährliches Blatt der Initiative Minderheitenjahr; **Leitender Redakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan, Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Gabriele Müller-Klomfar; **Graphische Gestaltung:** **ressorts** schultz&schultz – Mediengestaltung; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschall, Hakan Gürses; **Redaktionsadresse:** Gumpendorfer Str. 15/13, A-1060 Wien, Tel. (0222) 586 12 49-12; Klostersg. 6, A-6020 Innsbruck, Tel. (0512) 586 7 83; **Druck:** Dolezal GesmbH, 1100 Wien, Herzg. 49 **Für ihre finanzielle Unterstützung danken wir:** Wiener Integrationsfonds; Kulturabteilung der Stadt Wien; Land Niederösterreich; Land Burgenland; Grüne Bildungswerkstatt; BM für Familie, Jugend und Umwelt; BMUK.



von Gerhard Baumgartner

# »Mit gespaltenen Zunge«

## Zum Dilemma der muttersprachlichen Medienversorgung der österreichischen Minderheiten

*Die Forderung der österreichischen Minderheiten nach Radio- und Fernsehsendungen in der eigenen Muttersprache sind so alt wie diese Medien selbst. Grundsätzlich vertreten in dieser Frage die Medienpolitiker, Verantwortliche des öffentlichen Rundfunks und die Vertreter der Minderheitenorganisationen gegenteilige Auffassungen, was Sendezeiten und Sendedauer betrifft. Gemeinsam aber scheint allen eine relative Konzept- und Ratlosigkeit bezüglich der Rolle und Bedeutung dieser Minderheitensendungen.*

Vertreter des öffentlichen Rundfunks argumentieren meist vorwiegend unter Gesichtspunkten der Kostenrentabilität und einer Wahrung der Verhältnismäßigkeit gegenüber den Sendungen in der Mehrheitsprache. Dies ist schon deshalb nicht verwunderlich, weil einerseits die Versorgung der österreichischen Sprachminderheiten mit Sendungen in der Muttersprache nirgends gesetzlich verankert und auch im Programmauftrag des ORF nicht vorgesehen ist, andererseits weil in Österreich im Gegensatz zu anderen europäischen Staaten die Kosten für eine mediale Versorgung in der Muttersprache der Minderheiten ausschließlich vom ORF bestritten werden müssen und staatlicherseits nicht gefördert werden. Der Entschluß zur Einführung solcher Sendungen fiel daher in erster Linie vor dem Hintergrund mediendemokratischer Überlegungen. Sendungen in den Muttersprachen der Minderheiten wurden erst eingerichtet, als ihre Verweigerung zu Beginn der achtziger Jahre demokratierechtlich nicht mehr aufrechtzuerhalten war. Deshalb

werden bis heute nur jene österreichischen Volksgruppen medial mit muttersprachlichen Sendungen versorgt, die über eine dementprechende politische Lobby verfügen, wie die Slowenen, Kroaten und Ungarn. Die Volksgruppen der Tschechen, Slowaken und Roma fallen dabei durch den Rost. Überlegungen zur Rolle medialer Versorgung für die Erhaltung der österreichischen Minderheitensprachen flossen in die Verhandlungen über Sendezeit und Sendeplatz nicht ein. Bezeichnenderweise wurden darüber weder wissenschaftliche Expertisen eingeholt, noch bilden sie heute die Grundlage für weitere Programmentscheidungen.

Die Vertreter der österreichischen Sprachminderheiten haben zwar früh die Notwendigkeit einer medialen Versorgung in der Muttersprache erkannt, jedoch sind auch ihre Positionen weitestgehend von politischen Prämissen geprägt. Klare Vorstellungen über die Rolle der Rundfunkmedien für die Kommunikationsstruktur der Sprachminderheiten stehen auch hier nicht im Vorder-

grund der Überlegungen. Vielmehr wird die Bedeutung der Rundfunkmedien für die sogenannte »Identitätsstiftung« der Minderheitenangehörigen betont, also eine ideologische Komponente. Wie und warum diese mit unterschiedlichen Motiven betriebene Medienpolitik sowohl des öffentlichen Rundfunks als auch der Minderheitenvertreter an den tatsächlichen Bedürfnissen der Österreicher nichtdeutscher Muttersprache vorbeigeht, sei hier an einigen Beispielen erläutert.

Sprache ist in erster Linie ein Kommunikationsmedium. Im Gegensatz zu traditionellen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, daß Einsprachigkeit die Regel und Mehrsprachigkeit die Ausnahme sei, zeigen jüngere Forschungen eindeutig, daß Mehrsprachigkeit zu jeder Zeit und wahrscheinlich überall die Norm und nicht die Ausnahme gewesen sein dürfte. Nur daß die einzelnen Sprecher eben nicht jede Sprache gleich gut sprechen und daß die Verwendung der verschiedenen Sprachen durch eine sogenannte Sprachhierarchie geregelt ist. Der Beherrschungsgrad der einzelnen Sprachen hängt, unabhängig vom Spracherwerb, weitestgehend vom kommunikativen Nutzen der Sprache ab. Die Sprachhierarchie wiederum wird von den gesellschaftlichen Normen einzelner Kulturkreise bestimmt. Obwohl der kommunikative Nutzen des Lateinischen oder Altgriechischen im heutigen Alltagsleben gleich null ist, erfreuten sich diese Sprachen – aus Grün-

den bildungsbürgerlicher Ständedünkel – eines hohen Prestigewertes, während etwa die Verwendung der slowenischen Sprache in Kärnten – trotz offensichtlicher kommunikativer Vorteile und weitverbreiteter Grundkenntnisse in der Bevölkerung – durch deutschnationale, anti-slowenische Traditionen weitestgehend blockiert ist.

Die öffentlich-rechtliche Medienstruktur Österreichs, der marginale Kommunikationsnutzen der einzelnen Minderheitensprachen und die verschiedenen Ideologisierung des Sprachgebrauchs bilden die drei Eckpunkte jenes Labyrinths, in dem die ziel- und konzeptlose österreichische Medienpolitik muttersprachlicher Minderheitensendungen bis heute umherirrt.

Am Beispiel der Minderheitensendungen in burgenlandkroatischer und slowenischer Sprache der Landesstudios Kärnten und Burgenland läßt sich ein grundlegendes Dilemma darstellen. Ein Grundproblem beider Landesstudios ist, daß viele ihrer Hörer nicht über den notwendigen Sprachstandard verfügen, um den Sendungen noch mühelos folgen zu können. Auslöser dieses Problems ist letztlich der soziale Wandel in den ländlichen Siedlungsgebieten Österreichs. Solange die einzelnen Dörfer noch den Lebensmittelpunkt ihrer Bewohner darstellten – bis in die frühen sechziger Jahre –, bildeten die lokalen kroatischen und slowenischen Dialekte ganz selbstverständlich auch das Hauptmedium lokaler Kommunikation.

Durch den rapiden Wandel dörflicher Lebensformen aber ging diese Funktion verloren und der Kommunikationswert der Minderheitensprachen sank ebenso rapide ab. Die Weiterverwendung und insbesondere die Weitergabe an die nächste Generation mußte also zusätzlich ideologisch motiviert werden. Die Verwendung der Minderheitensprache wurde immer stärker mit anderen, nichtkommunikativen Motivationen verknüpft. Diese ideologische Zusatzmotivierung war in Kärnten eine weitgehend politische und im Burgenland eine katholisch-religiöse. In diesem Kontext aber muß den muttersprachlichen Rundfunksendungen notwendigerweise auch eine Funktion der Identitätsstiftung zufallen. Der von ORF-Vertretern immer wieder gepriesene »anwaltschaftliche« Charakter dieser Sendungen – daß »eigene« Leute die »eigenen« Anliegen vertreten – ist nichts anderes als eine euphemistische Schönfärberei des Ghettos, in dem sich diese Sendungen teils unbeachtet und unbeabsichtigt bewegen, ja bewegen müssen. Ein Großteil der Mehrheitsbevölkerung würde die Sendungen auch dann nicht hören und sehen, wenn sie für ihn verständlich wären, da sie aus einer ihm fremden Welt berichten, »von einem anderen Leben auf einem anderen Stern«.

Die immer wieder vorgebrachte Argumentation des pädagogischen Wertes muttersprachlicher Sendungen für den besseren Spracherwerb bei Kindern aus der Volksgruppe ist eine unter Minderheitenvertretern weit verbreitete naive Hoffnung, die jeder Grundlage entbehrt. Den in den Familien nur mehr lückenhaft stattfindenden

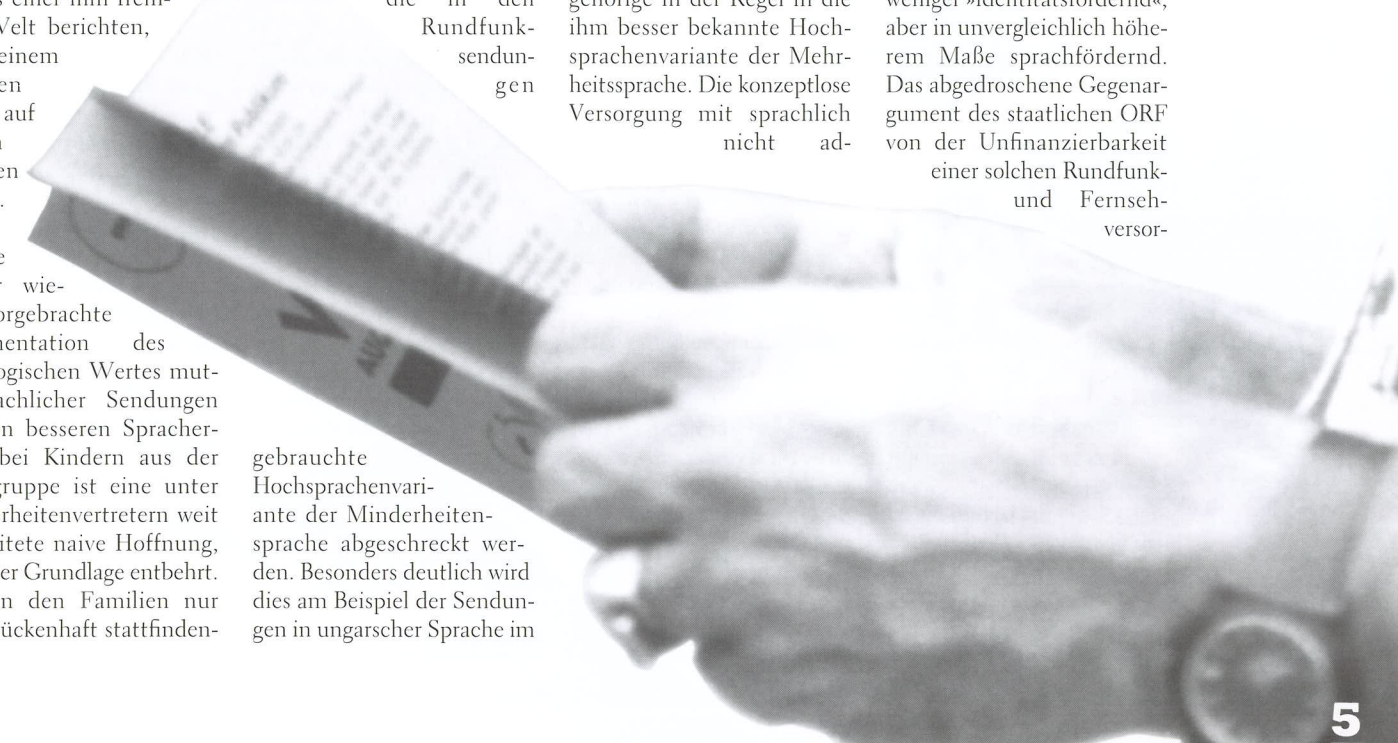
Spracherwerb können auch Fernseh- und Radiosendungen nicht ersetzen, wenn die Minderheitensprache ihren kommunikativen Nutzen verloren hat. Manchmal wirken sich diese Sendungen geradezu negativ auf den Spracherwerb und die Sprachverwendung der Minderheitensprachen aus. Dieser, auf den ersten Blick paradoxe Umstand wird bei unvoreingenommener Betrachtung aber schnell verständlich. Einerseits besteht schon aus Gründen des fehlenden Kommunikationsnutzens für die Kinder kaum ein Anreiz, die Sprache zu erlernen. Zusätzlich aber ist der Gebrauch der Sprache oft an Inhalte und Lebenshaltungen geknüpft, die diametral den Interessen und den Einstellungen der Jugendlichen verlaufen. Statt eine Stärkung ihrer Identität zu erfahren, wenden sich viele Jugendliche von der Minderheitensprache ab, weil sie mit der durch Sprache transportierten – oft klerikal konservativ angehauchten – Kulturideologie der österreichischen Sprachminderheiten nichts anzufangen wissen. Ein weiteres Problem besteht darin, daß viele Angehörige der Sprachminderheiten – Jugendliche gleichermaßen wie Erwachsene – durch die in den Rundfunksendungen

gebrauchte Hochsprachenvariante der Minderheitensprache abgeschreckt werden. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der Sendungen in ungarischer Sprache im

Burgenland, wo nur noch ein Bruchteil der Sprachminderheiten über gesicherte Kenntnisse der ungarischen Hochsprache verfügt, jedoch sehr wohl die örtlichen – auf der Stufe des 17. Jahrhunderts stehengebliebenen – Dialektvarianten beherrscht. Die Vertreter der ungarischen Kulturvereine beharren aber auf der Verwendung eines »reinen« Ungarisch in den Sendungen, in der völlig irri- gen Annahme, das Bildungsdefizit ließe sich durch die ohnehin spärliche Berieselung mit Rundfunksendungen in der Hochsprache ausgleichen. International anerkannte Forschungen zum Spracherwerb belegen aber unzweideutig, daß, wird der Dialektsprecher nicht auf seinem Sprachniveau »abgeholt« und langsam zur Hochsprache geführt, der gegenteilige Effekt eintritt und meist der muttersprachliche Dialekt mit der unverständlichen Hochsprache ausgetrieben wird. Der Minderheitenangehörige spricht seine Muttersprache nur in der Dialektvariante, die Mehrheitsprache auch in der Hochsprache. Wird ihm nun suggeriert, daß seine Muttersprache keine »richtige« Sprache ist, sondern »nur« ein Dialekt, er aber die Hochsprache nicht beherrscht, flüchtet der Minderheitenangehörige in der Regel in die ihm besser bekannte Hochsprachenvariante der Mehrheitsprache. Die konzeptlose Versorgung mit sprachlich nicht ad-

äquaten Sendungen in der Hochsprachenvariante der Minderheitensprachen zerstört so oft die letzten Reste jener Sprachgruppen, die wohlmeinende Minderheitenvertreter mit hausgemachten Rezepten zu retten vermeinen.

Diese ineinander verwobenen Probleme lassen sich nur durch eine grundsätzlich andersartige Herangehensweise lösen. Nur eine flächendeckende muttersprachliche Rundfunkversorgung der Minderheiten in ihren Wohngebieten kann den Kommunikationswert der Sprache wieder so weit erhöhen, daß es aus rein praktischen Erwägungen sinnvoll erscheint, sie weiter zu gebrauchen, sie weiter zu pflegen oder sie besser zu erlernen. Für den Programminhalt würde sich dieser Schritt positiv auswirken, weil er die Minderheitenredakteure aus dem Umfeld der Minderheitenaktivisten herausheben würde. Professionelle Journalisten könnten so über Angelegenheiten der Minderheit, aber auch über das aktuelle Weltgeschehen unvoreingenommen kritisch und distanziert berichten, eben nur in einer anderen Sprache. Das Medium wäre dann zwar wahrscheinlich wesentlich weniger »identitätsfördernd«, aber in unvergleichlich höherem Maße sprachfördernd. Das abgedroschene Gegenargument des staatlichen ORF von der Unfinanzierbarkeit einer solchen Rundfunk- und Fernsehversorgung





gung muß ein für allemal zurückgewiesen werden. Ein öffentlich-rechtliches Medienunternehmen, das jährlich spärliche 40 Millionen für muttersprachliche Medien-sendungen der Minderheiten bereitstellt, andererseits aber ein Vielfaches dieser Summe für den aberwitzigen Nachbau von Schiffsattrappen in der Arktis ausgibt, hat seine Glaubwürdigkeit verspielt. Ein Medienunternehmen, das um ein Vielfaches dieser Summe »Blue Danube Radio« in englischer Sprache aus dem Boden stampft, hat aber gleichzeitig bewiesen, daß es zu einer fremdsprachlichen Vollversorgung fähig ist, wenn es nur will. Und wenn es den vereinten Kräften der Republik Österreich und des ORF möglich war, die deutsche muttersprachliche Rundfunk- und Fernsehversorgung – sogar mit den Programmen FS1 und FS2 – im extrem unwegigen Südtirol zu gewährleisten und mitzufinanzieren und gleichzeitig auf diplomatischem Wege die Installation eines deutschsprachigen Vollprogrammes durch den italienischen Sender RAI-Bozen zu erwirken, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in der Frage der Minderheiten-

tensendungen bei Südtirolern und österreichischen Minderheiten mit zweierlei Maß gemessen wird. Denn was für deutschsprachige Ausländer recht ist, kann doch für nichtdeutschsprachige Inländer nur billig sein. Auch das zweite Lieblingsargument des ORF von den nicht vorhandenen qualifizierten Minderheitenjournalisten für solch ein Programm erweist sich bei näherem Hinsehen als Eigen-tor. Jeder halbwegs erfahrene Medienmanager weiß, daß man nur dann über Journalisten verfügt, wenn man sie ausbildet. Aber genau um diese Ausbildung der Minderheitenjournalisten hat sich der ORF seit einem Jahrzehnt gedrückt.

Die muttersprachliche Medienversorgung der österreichischen Minderheiten haben nach wie vor den Charakter von Almosen, die man nach politischem Gutdünken gewährt, und sie werden um nichts schmackhafter, wenn sie mit einer Geste der Großzügigkeit serviert werden.

Die von Minderheitenaktivisten diskutierten Alternativen

strategien von Piratenradios und Privatsendern jenseits der Grenze haben sich à la longue als ineffektiv erwiesen. Jedoch könnten die neuen Möglichkeiten von Regional- und Lokalfrequenzen und die Integration in die Europäische Union den österreichischen Minderheiten schon bald völlig neue Medienperspektiven eröffnen. Die Geldtöpfe in Brüssel stehen schon bereit, der 1. Jänner 1995 rückt unaufhaltsam näher, und im Zuge der voranschreitenden Rechtsangleichungen in der Europäischen Union wird in Österreich nicht mehr lange aufzuhalten sein, was in Wales, Irland, Schottland oder Holland schon lange praktiziert wird. So haben genau solche Minderheitenförderungsprogramme in Nordholland innerhalb weniger Jahre ein friesisches Radio und Fernsehen entstehen lassen, obwohl noch vor 10 Jahren kein Hahn danach gekräht hat. Und im Zuge der Rundfunkliberalisierung

könnte sich der ORF vielleicht in nur wenigen Jahren mit der Konkurrenz von – von Brüssel finanzierten – Minderheitenmedien konfrontiert sehen, weil man diese Sache wieder einmal verschlafen hat. Diese unabhängigen Sender könnten genau das bieten, was die österreichischen Sprachminderheiten brauchen, was aber der ORF nicht willens ist zu bieten, die Republik Österreich nicht willens ist zu finanzieren und die Mehrheit der Minderheitenorganisationen aufgrund ihrer sozialromantischen Haltung eigentlich gar nicht haben will. Ihre Programmweite wird sich – wie bei anderen marktorientierten Kanälen auch – von der Gottesdienstübertragung bis zum Softporno erstrecken, sie wird vom Seher und Hörer keine Identifikation verlangen und daher auch nicht missionieren, sondern Information und Unterhaltung bieten, die sich an der Konsumentennachfrage orientiert.

Sprache ist ein nutzenorientiertes Kommunikationsmedium. Und in der Medienpolitik gibt es, wie in der gesamten Sprachpolitik überhaupt, nur zwei Strategien. Die eine führt zur ideologiefreien, praxisorientierten Mehrsprachigkeit, die andere zur national ideologisierten Sprachverwendung, die entweder durch Assimilation scheidet oder im Nationalismus triumphiert. Wir haben die Wahl. ■

Gerhard Baumgartner ist Historiker, ehemaliger ORF-Redakteur.

Egal, was immer wir in unserer Sprache schaffen und vermitteln, können wir damit den immer engeren und kleineren Kreis nicht durchbrechen; viele große Gedanken und Ideen, Denker und Propheten sind in der zahlenmäßigen und geographischen Enge der Minderheiten schon kärglich verkümmert. Der große kirgisische Dichter und Literat Dschingis Ajtmatov wählte die russische Sprache und wurde in ihr berühmt. Der aus Galizien stammende Joseph Roth wählte Deutsch, um der Welt seine literarische Qualität zu zeigen. Enrico Morricone verließ seinen gebirgigen ladinischen Kreis, um in einer anderen Sprache und Welt berühmt zu werden. Was sollten wir burgenländische Kroaten – verstreut auf mittlerweile vier Staaten mit vier verschiedenen Staats-sprachen – tun, um nicht nur daheim, in der engen und niedrigen Keusche, Erfolg zu haben? Schier ausweglos scheint es zu sein, Seines zu bewahren und doch erfolgreich zu werden, sich vor einem großen Kreis zu behaupten und zu reüssieren. Und wer wollte das nicht, wenn er/sie seine/ihre Arbeit ernst nimmt und womöglich umso mehr vermitteln will?

Trübe Aussichten für alle »MinderheitlerInnen«, wäre da nicht doch ein Weg, ein enger Steg, der zum Erfolg führen könnte, auch wenn der Erfolg in materiellen Werten kaum zu messen, weil so gering ist. Es gibt da eine Spezies von »MinderheitlerInnen«, die diese Bezeichnung anfangs gar nicht sehr liebten, aber mit der Zeit durch sie erst recht aufgewertet wurden. Angehörige(r) einer – ethnischen – Minderheit in Österreich, aber auch in anderen europäischen Ländern zu sein, heißt heutzutage, besser in der offiziellen Staatssprache als in der eigenen Mutter-, Vater-, Opa-, Omasprache zu sein. Also warum nicht gleich mit der Sprache von »Big bro-

# Medien als Designer des neuen Outfits der Minderheiten

von Peter Tyrán

*Was haben wir als Angehörige einer nationalen Minderheit, einer zahlenmäßig doch recht kleinen Volksgruppe zu erwarten? Egal, was wir in unserer Sprache produzieren, ist es dazu bestimmt, nur unserer Sprache Mächtigen zugänglich zu sein. Wählen wir eine Mehrheitssprache, unsere Anliegen zu transportieren, üben wir Verrat an unserer Sprache, die, einmal verloren, uns die Identität als Angehörige eben dieser Minderheit nimmt. Unsere Sprache ist das Hauptmerkmal der Zugehörigkeit zu unserer Minderheit, auf ihr bauen wir unser Selbstverständnis, und sie ist Bedingung für unser ethnisches Überleben.*

ther« den alten schwermütigen Großvater und die zitztrige umständliche Großmutter begraben? Hier schlägt eine ureigene Eigenschaft des Menschen, das »varia delectat«, einer anderen angeborenen Eigenschaft, der Bequemlichkeit, ein Schnippchen. Die Vielfalt ist das Schöne! Wer sieht schon gerne nur langbeinigen Madonnas nach oder ausschließlich muskelbepackten Schwarzenbergern? Ist dem nicht des öfteren eine Martha Bul-bull oder ein Gerald Pichowetz vorzuziehen, und warum nicht eine rassige Ruža oder ein heißblütiger Slavko?

So ist es auch mit uns Kroaten aus dem Burgenland, egal, wo wir heute leben, in welcher Stadt oder in welchem Dorf. In die Mehrheitssprache machen wir Ausflüge, um das zu sehen und zu hören, was wir zu Hause kaum oder nicht mehr finden; um das zu erleben, von dem uns die große Welt vorgibt, es sei wichtig, notwendig und schön. Aber zu Hause haben wir auch schöne Frauen und Männer, vielleicht etwas molliger und mit schmälere Schultern. Aber sie sind unsere, mit ihnen sind wir intim und mit ihnen versöhnen wir uns wieder nach noch so heftigen Streitereien. Deswegen

sind wir bei ihnen daheim und mit ihnen fühlen wir uns wohler und wärmer.

Zu Hause haben wir auch eine Sprache, die unserer Gefühlswelt gerecht wird, die unseren intellektuellen Ansprüchen gerecht werden wird: Das wird sie aber erst dann, wenn wir sie ausführen, wenn wir das Gesicht und die Brüste dieser, unserer Dame ein wenig liften und ihr ein modernes Kleid anziehen. Unserem Herren stutzen wir eine wenig den ungepflegten Bart, verpassen ihm auch sonstwo eine Rasur und stecken ihm, anstatt einer schon angeknabberten Virginia, eine Lucky Strike in den Mundwinkel. Wer soll unseren Lieben dieses Lifting auf up to date besorgen? Sie gehen ganz einfach ins »Medienstudio«. Hier werden sie hergerichtet – ohne daß sie dabei ihre Seele verlieren –, und sie verlassen dieses Modernisierungs-Medienstudio in einem neuen Outfit.

Die Medien, elektronische und Zeitungen, sind diese Fitnessstudios und besonders wichtig für ethnische Minderheiten, vor allem dann, wenn diese Ethnien schon zu einer Sprachgruppe abgeschlafft und erschöpft sind. Lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hat man ihrem Körper und Geist nur mangelhaft Nah-

rung zugeführt. Umso weniger darf man sich wundern, wenn diese Körper nicht mehr dem heutigen Schönheitsideal entsprechen. Was einst für Rubens das göttlichste aller Gefühle, ist für heutige Bodies ein Alptraum. Weil man den Minderheiten so lange so vieles vorenthalten hat, ist es höchste Zeit für sie, ein Fitnessstudio aufzusuchen, oder noch besser, das Fitnessstudio kommt zu ihnen.

Gerechterweise muß man feststellen, daß in jedem/r MinderheitlerIn zwei Seelen wohnen, daß er/sie auch über zwei Körper, zwei bzw. mehrere Identitäten verfügt. Eine, die MehrheitlerInnen-Identität, hat er/sie auf Hochglanz poliert und gestylt. Die andere, die MinderheitlerInnen-Seele, nährt er/sie von den schon austrocknenden Wurzeln des alten Lindenbaums – und wundert sich nicht, daß die Eichen nebenan bei soviel Bewässerung und guter Düngung gedeihen. Sie haben dabei vergessen, neue Linden zu setzen, auf besserem Boden, sie zu pflegen und zu hegen, sie auch von Parasiten zu befreien und so heranzuziehen, daß sie den Vergleich mit den Eichen nicht zu scheuen brauchen: Im Gegenteil, beide zusammen ergeben





erst einen wunderschönen und gesunden Wald.

Nun treten letztendlich die Medien auf den Plan. Sie sind neben fruchtbarem Regen, Sonne und Mond das *Substral* für diesen Wald. Sie sind der Stern, der, auch den burgenländischen Kroaten, den Weg weist. Sie massieren die erschlafften Bauchmuskeln, liften den Busen, impfen Frischzellen ein, lehren die Sprache, pflanzen Haare in die hohe Stim, verursachen und verbreiten Kultur und stiften Identität. Wäre es nicht so vermessen und wären die Kroaten nicht durchwegs treue Katholiken, könnte man versucht sein zu sagen, die Medien seien der *Messias* der Minderheiten.

Ohne Medien geht heute nichts mehr. Vor allem wollen die MinderheitlerInnen nichts mehr tun ohne die Medien. Wehe dem Medium, daß es unterlassen hat,

bei einem noch so entfernten Reigentanz nicht dabeigewesen zu sein. Ächtung, Ignoranz, ja oft auch Haß ist die Strafe dafür. Wenn die Medien nicht dagewesen sind und nicht – wie erwartet – darüber berichtet haben, ist das Ganze ja gar nicht geschehen (diese Einsicht reklamiert zumindest der österreichische Monopolist für sich). Um die Metapher mit dem Fitneßstudio zu verschleißen: Unter allen anderen MinderheitlerInnen gibt es selbstverständlich auch KroatInnen, die die Dienste dieses Jungbrunnens nicht nützen können oder wollen. Ihnen genügt ihr geistiges Outfit, und gleichzeitig wissen sie, daß sie die letzten sind, die es zeigen und tragen können. Sie schaffen den Sprung in die nächste Generation nicht mehr – sie mutieren von MinderheitlerInnen zu MehrheitlerInnen

und werden, mangels Einsicht und Weitblicks, im besten Fall zu AssimiliertInnen, im schlechteren zu AssimilantInnen.

Unser Geist und unsere Seele müssen mit neuen Inhalten geimpft werden, und dabei sollten wir keine Anabolika und unlautere Wachstumspräparate verwenden. Das heißt, in unseren medialen Fitneßstudios und Schönheitsfarmen sollen nur gute, nein: die *besten* Trainer arbeiten. Sie sollten wissen, daß jede gescheiterte Trainingseinheit fatale Folgen für die Kunden hat. Wenn unsere Medien versagen, wenn sie nicht Sprache, Kultur und letztendlich Identität vermitteln, werden wir im Ozon der uniformierten Mehrheitskultur ersticken oder schrumpfen. Jeden Tag sterben über hundert Arten aus auf diesem Planeten, es entstehen auch neue. Aber solche

wie uns wird es nie wieder geben. Wenn diese *Artenvielfalt*, auch jene der vielen Minderheiten unter den Mehrheiten, weiterhin erhalten bleiben soll, sind die Medien dazu aufgerufen, Überlebenstrainer zu spielen, nein: zu sein.

Und wenn sie es nicht sind? Dann wird der Stärkste siegen. Wir MinderheitlerInnen werden es sicher nicht sein, weil wir geliebt sein wollen. Denn, wie heißt doch das abgewandelte Wort: Big brother liebt die Verliererinnen, aber er betrügt sie mit den Siegerinnen! ■

Peter Tyran ist Mitglied des PEN-Österreich, Herausgeber des burgenländisch-kroatisch-englischen Gedichtbandes *»Ptiaei i slavujji/Hawks and nightingales«* und Chefredakteur der burgenländisch-kroatischen Wochenzeitung *»Hrvatske novine«*.

**K**ennen Sie die *»Kärntner Einheitszeitung«*? Und ist Ihnen – neben der eintönigen Berichterstattung – eines ihrer wesentlichsten Merkmale aufgefallen?

In unserem zweisprachigen Land sind praktisch alle Zeitungen einsprachig (Deutsch oder Slowenisch). Nämliches gilt sowohl für die Sendungen des Österreichischen Rundfunks als auch für die vom südlichen Nachbarland einstrahlenden Kommerzsender, und unzweifelhaft wird es ebenso für die kommenden Privatradios Gültigkeit besitzen.

Das bedeutet aber auch: In Kärnten lesen die Menschen einsprachig. Die meisten von ihnen deutsch, einige, weit weniger, auch slowenisch. Zu einer Begegnung oder einem Nebeneinander der beiden Landessprachen kommt es – medial gesehen – praktisch nicht. (Zwar gibt es eine zweisprachige Monatszeitung *»TANGO«*, die allerdings nur wenig öffentliches Interesse im eigenen Land hervorrufen kann.) Und die *»Kärntner Landeszeitung«*, zweifelsohne jenes Organ, das als offizielles Informationsblatt für alle KärntnerInnen geschrieben wird, ist so einsprachig, wie die Sprache der Kärntner Öffentlichkeit eben auch ist.

Neben dieser traditionellen – und historisch auch erwünschten – Einsprachigkeit lassen sich in den Kärntner Medien (ebenso traditionelle) nationalistische Denkmuster nachweisen. Florian Menz, Johanna Lalouschek und Wolfgang Dressler haben in ihrem Buch *»Der Kampf geht weiter«* (Drava 1988) auf eindrucksvolle Weise den *»publizistischen Abwehrkampf in Kärntner Zeitungen seit 1918«* nachgezeichnet und die tendenzielle Berichterstattung, der vor allem die *»Kleine Zeitung«* unter ihrem ehemaligen Chefredakteur Heinz Stritzl huldigte, minutiös nachgewiesen.

Die mediale Sprache ist demnach eine *»Vorurteilssprache«* und zugleich die *»Sprache einer Ideologie«*, wie sie sonst nur in Parteibüchern

# Von den einsprachigen Medien in einem zweisprachigen Land

von Larissa Krainer

zu finden ist. Diese stark konformistisch minderheitenfeindliche Diskurswelt arbeitet mit Sprachmustern und Diskursstrategien, die sie von den Nazimedien übernommen hat. In dieser (minderheitenfeindlichen) Diskurswelt wurden demnach über Jahre hinweg – um es salopp zu formulieren – *Botschaften von DeutschkärntnerInnen für DeutschkärntnerInnen* übermedialisiert, und werden es teilweise auch noch heute.

Aus medientheoretischer Sicht kann Kärnten als »relativ geschlossener Kommunikationsraum« (Kacianka 1985) aufgefaßt werden. Diese »relative Geschlossenheit« beeinflusst einerseits die journalistischen Arbeitsbedingungen, gibt aber andererseits Aufschluß über das Leseverhalten der KärntnerInnen, die diese als gegeben hinzunehmen scheinen. Zugleich spiegelt sich darin aber auch die Marktsituation: In Kärnten »beherrschen« nach wie vor lokale und vor allem: *deutschsprachige* Medien den Markt (*»Kleine Zeitung«*, *»Kärntner Krone«*, *»Kärntner Tageszeitung«*). Im Bereich der slowenischsprachigen Medien sind der *»Slovenski Vestnik«* (Organisationszeitung der/des Zveza Slovenskih Organizacij/Zentralverbandes Slowenischer Organisationen), *»nas tednik«* (Organisationszeitung des *Narodni Svet na Koroškem/Rat der Kärntner Slowenen*), *»nedelja«* (Kirchenzeitung) und die Monatszeitschrift *»Druzina in dom«* zu nennen. Der Österreichische Rundfunk verfügt über einen Landesradiosender, eine Fernsehsendung *»Kärnten heute«*

(montags bis samstags), einige tägliche Radio- beziehungsweise Nachrichtensendungen in slowenischer Sprache und eine sonntägliche Fernsehsendung *»Dober dan Koroška«* (Ausstrahlung parallel zu *»Heimat fremde Heimat«* und *»Dobar dan Hrvati«*).

Während in deutschsprachigen Medien, sobald es um Rechte der Minderheiten geht, häufig mit einer minderheitenfeindlichen Vorurteilssprache gearbeitet wird, widmen sich die slowenischsprachigen Medien vornehmlich Ereignissen innerhalb der Volksgruppe. Der Grund dafür ist offensichtlich: Die sogenannten Volksgruppenereignisse bleiben in den anderen Medien ausgeblendet. Das hat aber eine fatale Konsequenz: Die slowenischsprachigen Medien werden tendenziell auf die sogenannte *»Haus- und Hofsprache«* reduziert. Daraus resultiert in weiterer Folge, daß allgemeine Informationen in slowenischer Sprache zu meist in den Hintergrund gerückt werden. So dürfen beispielsweise im ORF Meldungen, die in den deutschsprachigen Nachrichten gesendet wurden, in den slowenischen Informationssendungen nicht mehr vorkommen.

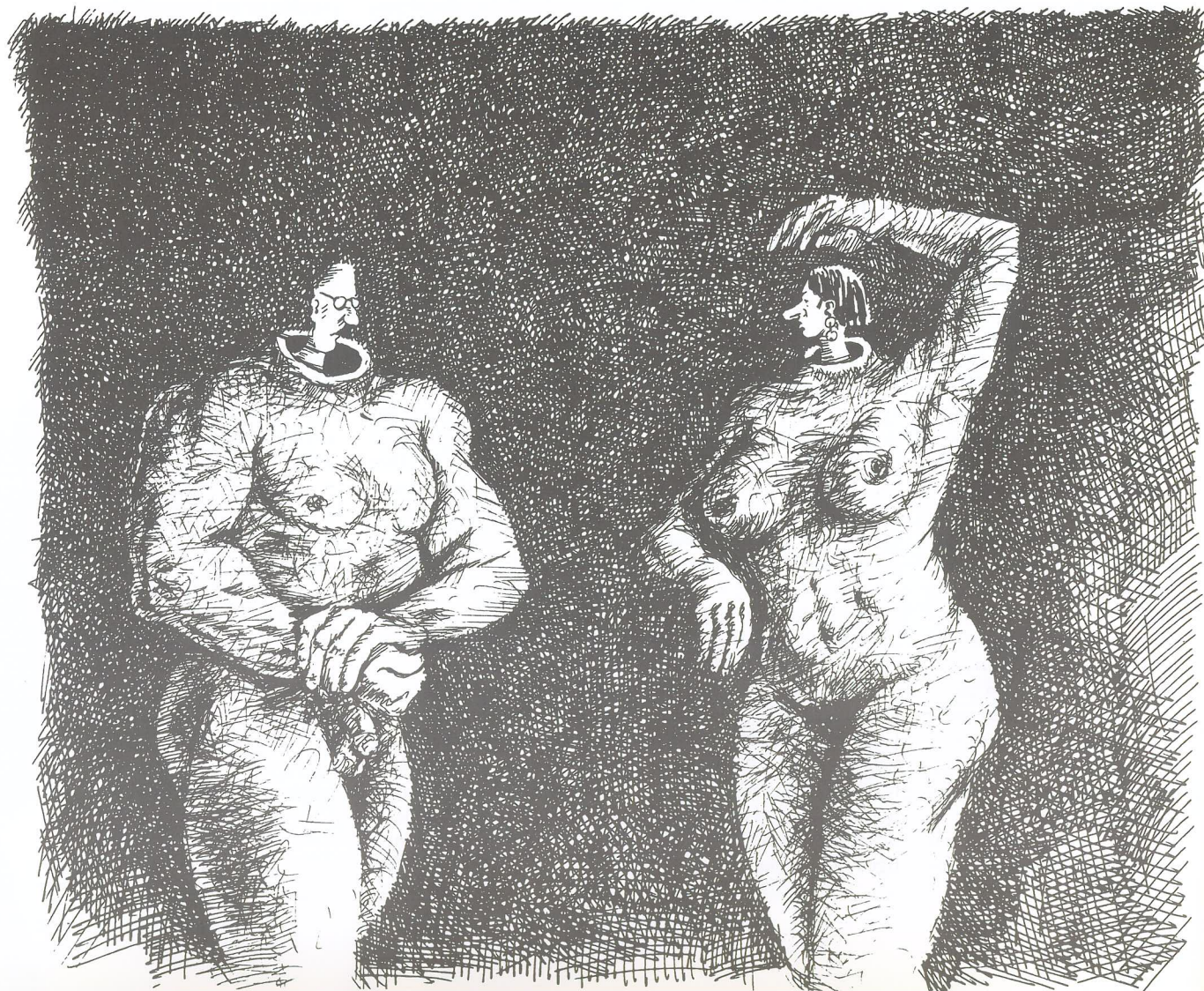
Nachdem die zweisprachige schulische Ausbildung für breite Teile der Bevölkerung schwer zugänglich ist (höhere Schulen sind nur in den Zentren vorhanden), eine allgemeine Ausgrenzung der slowenischen Sprache aus dem öffentlichen Leben stattfindet und dem Slowenisch Sprechen nach wie vor die Gefahr einer Stigmatisierung ad personam droht, ist ein Sinken der

Sprachkompetenz unter der slowenischen Bevölkerung nicht unbegründet. Auch die steigenden Anmeldezahlen zum zweisprachigen Unterricht täuschen diesbezüglich: Immer mehr Eltern melden nämlich ihre Kinder nichtslowenischer Muttersprache zum Unterricht an. Diese grundsätzlich erfreuliche Tendenz hat aber eine erschreckende indirekte Proportionalität zur Folge: ein Sinken der slowenischen Sprachkompetenz bei steigenden Anmeldezahlen (Domej 1989).

All die vorher genannten *»Kärntner Gegebenheiten«* – vorherrschende nationalistische Denkmuster vor allem auf Seite der einsprachigen Kärntner Deutschen; eine diese Denkmuster widerspiegelnde und reproduzierende einsprachige Medienlandschaft, die sich als geschlossener Kommunikationsraum präsentiert; eine im deutschsprachigen Bereich minderheitenfeindliche Diskurswelt; eine nicht strukturierte Opposition; die Reduzierung des slowenischen Sprachgebrauchs auf volksgruppeneigene Interessen und die sogenannte *»Haus- und Hofsprache«* – zwingen zu medienpolitischen Überlegungen. Sie anzustellen muß Bestandteil jeder interkulturellen Gesellschaftstheorie sein. ■

## Literatur:

- F. Menz/J. Lalouschek/W. Dressler (1988), *Der Kampf geht weiter*, Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag
- R. Kacianka (1985), *Journalismus im »Kommunikationsraum«* Kärnten, unveröff. Diss.: Salzburg
- T. Domej (1989), *Das Jahr danach*, Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag





# »Der ORF ist kein Korrektiv für alle Versäumnisse«

Ein Gespräch mit Mag. Helmut Kletzander, Chefredakteur der Zentralen Minderheitenredaktion im ORF und der Sendung »Heimat, fremde Heimat«

**STIMME:** Was hat sich in den sechs Produktionsjahren für Sie geändert?

**Kletzander:** Eins fällt mir heute stärker auf – vielleicht, weil die Tagesarbeit für die Sendung nicht mehr so bestimmend ist, die Mitarbeiter in der Redaktion mich sehr stark entlasten, die Sendung weitgehend selbst läuft –; ich habe mehr Zeit, mich mit grundlegenden Dingen zu befassen, und mir fällt auf, daß heute weitaus stärker Erwartungen an die Sendung gestellt werden, als es früher der Fall war. Journalistisch zugegriffen, heißen diese: Wir sollen das tun, was die anderen nicht zu tun bereit sind. Eine Entwicklung, die mich einerseits sehr freut, denn sie zeigt, daß wir ein ernsthafter Partner für Minderheiten in Österreich geworden sind; auf der anderen Seite stimmt es mich bedenklich, weil unsere Aufgabe im ORF in erster Linie natürlich Berichterstattung ist. Wir sind keine Veranstalter, ebensowenig können wir anwaltschaftlich für Minderheiten tätig werden.

**Können Sie ein Beispiel nennen?**

Innerhalb der Minderheiten kommt eine neue Generation hervor, das gilt sowohl für ausländische Mitbürger als auch für anerkannte Volksgruppen in Österreich. Eine Jugend, die ihre Schwierigkeiten mit den etablierten (Minderheiten-) Organisationen hat, sich zum Teil eigene Äußerungsplattformen sucht, u.a. auch zu uns kommt und verlangt, daß wir für sie Tätigkeitsfelder aufzeigen und bieten. An sich ist das

etwas sehr Positives, nur: Wir können dem Wunsch in der Form nicht nachkommen. Über eine Veranstaltung der Jugendlichen berichten – das können wir, Organisatorischer Background, Grundwissen, um Veranstaltungen sinnvoll auf die Füße stellen, Demonstrationen organisieren zu können – das alles brauchen die Neuen, Unzufriedenen ganz zu recht. Die Initiative Minderheitenjahr, deren Gründung ich auch beigezogen konnte, hat diesen Bedarf als einen Leitfaden für die eigene Arbeit genommen, glaube ich. Die Frage ist, wie man diesem sehr wertvollen Ansatz mehr Gültigkeit verschaffen kann.

**Wie sieht die ORF-interne bzw. marktbezogene Realität der »Heimat, fremde Heimat« aus?**

Für »Heimat, fremde Heimat« gilt das allgemeine Gesetz des Fernsehens: Fernsehen ist Unterhaltung, und alles im Fernsehen wird zur Unterhaltung, um mit Neal Postman zu sprechen. Auch wir bewegen uns auf einem ganz normalen Markt. Es gibt da eine Umfrage über das Marktinteresse für jede ORF-Sendung, welche im hauseigenen EDV-Sy-

stem läuft, sodaß man jederzeit hineinschauen kann. Wir laufen darin, was nicht ganz korrekt ist, unter der Katalogbezeichnung »Gastarbeiter-sendung«. Nun interessieren sich für diese Gastarbeiter-sendung 2% der ÖsterreicherInnen. Das ist ein Ausschöpfungsgrad, den sich viele andere Sendungen wünschen. Wir können also keine Sendung gegen diese 150.000 Leute machen. Dann gibt es natürlich das Zuschauerinteresse der Minderheiten, das deutlich höher liegt: Wir erreichen, je nach Befragungsform, zwischen 20 und 30% der Minderheitenangehörigen. Hier gilt dasselbe: Diese Zuschauergruppe müssen wir weiterhin erreichen. Also marschiert die Sendung jeden Sonntag auf einer Gratwanderung. Hinzu kommt noch die Konkurrenz der Sendungen, die mit uns gleichzeitig laufen. Da es keinen Publikumszwang geben kann, sich die Sendung jeden Sonntag anzuschauen, müssen wir uns in diesem Wettkampf behaupten. Ein Musikstück höchster Qualität z.B., das sehr »fremdländisch« klingt, wird vom »Österreicher« mit Umschaltknopf beantwortet. Diesbezüglich haben wir einiges gelernt im Lauf der Jahre. Dennoch muß ich sagen, daß wir versuchen, dem Publikum voraus zu sein. Wir stellen uns Leitlinien, die wir konsequent durchzuzie-

hen suchen, wir prägen Begriffe (beispielsweise, und darauf sind wir wirklich stolz, haben wir in Österreich den Begriff »ausländische Mitbürger« populär gemacht), verwenden sie konsequent, wir greifen Themen auf, wie *Umweltaufklärung*, machen sie zu langfristigen Schwerpunkten – für das nächste Jahr haben wir uns z.B. das Thema *Drogen* vorgenommen.

**Welche medialen Klischees werden der Sendung seitens der Medienkritik vorgeworfen, welche konstatieren Sie in dem Bereich, in dem Sie arbeiten?**

Das wichtigste Klischee, das auf uns zutrifft und hin und wieder auf Kritik stößt, ist, daß wir immer versuchen, eine positive Sicht der Dinge zu geben. Bei uns ist das Glas nie halb leer, es ist immer halb voll. Nur wenn wir sehen, daß es gar nicht anders geht, machen wir äußert kritische »Problem«-Sendungen bzw. -Beiträge – wie die kürzlich gelaufene Sendung über Jugendliche in Tirol. Diese kommen allerdings nicht allzu oft vor, selbst in ihnen versuchen wir, positive und zielführende Auswege zu zeigen. In einem so diffizilen medialen Gebiet wie *Minderheiten*, wo so viele negative Vorurteile kursieren, muß man in der Berichterstattung mit äußerster Vorsicht agieren, um nicht vorurteilsverstärkend zu wirken. Dafür habe ich ja mein in der Redaktion oft gehörtes, böses Wort: »kontraproduktiv«. Es hat schon manchen Beitrag aus der Sendung geschmissen. Wir versuchen, jedem Radikalismus entgegen zu arbeiten, suchen Mittelwege, Kompromisse, wir schauen, wie man Menschen zum Miteinander bewegen kann, zur

gegenseitigen Anerkennung. Was die Sendung vielleicht ein bißchen »fad« macht. Na gut, das ist logisch. Also versuchen wir mit bestem handwerklichem Können, mit Unterhaltungselementen – ich scheue mich auch nicht davor, Kochrezepte zu spielen –, Auflockerung zu bieten, damit diese 30 Minuten nicht fad werden. Ich glaube, auch erfolgreich, wie uns der »Treueindex« und der Teletest sagen.

**Also ein Magazin, das bewußt eine Nischenfunktion in einem Massenmedium erfüllt.**

Es ist eine internationale Tendenz, daß Sendungen für Minderheiten durch Sendungen über Minderheiten abgelöst werden. Wir gehen den doppelten Weg, den vielleicht schwierigsten, den Weg des Für und Über. Das ist natürlich etwas, was jede Woche die Quadratur des Kreises bedeutet. Sendungen über Minderheiten, die den Trend bilden, sind publikumsattraktiv, unter Ausnutzung der Klischees. Obwohl der »Übertitel« aller dieser Sendungen »gegen den Rassismus« heißt, arbeiten sie mit Klischees wie z.B. »Zigeuner tendieren dazu, nicht in Wohnungen zu leben«, oder mit Klischees, die Mitleid erwecken. Auch löst eine »overvoice« die Untertitelung ab, sodaß der O-Ton in Minderheitensprachen verschwindet. Damit läßt sich natürlich eine »hauptabendfähige« Sendung produzieren; ob man so auch Vorurteile abbauen kann, wurde und wird auf internationalen Gemeinschaftsveranstaltungen der Fernsehstationen diskutiert. Wir werden spätestens im November hier im ORF eine Tagung organisieren zum Thema: Berichterstattung für Minderheiten versus Berichterstattung über Minderheiten.

**Wie schätzen Sie die Zukunft der Privatsender bezüglich der Minderheiten ein?** Das ist ein Thema, das erst kürzlich im Bundeskanzleramt besprochen wurde, in

Hinblick auf das slowenischsprachige Radio. Es ist keine Rede davon, wie es durch einige Zeitungen gegeistert ist, daß der ORF seine slowenischsprachigen Sendungen einstellt, wenn es *Radio Korotan* gibt. Die Frage ist vielmehr: Wie kann ein solcher Sender gegründet, finanziert und betrieben werden? Bei der Sitzung wurde klar, daß der ORF nicht bereit ist, ein Radiovollprogramm, das 30 Millionen Schilling im Jahr kosten würde, finanziell zu übernehmen, da er sich's nicht leisten kann. Wenn ein Radiovollprogramm in slowenischer Sprache in Kärnten produziert wird, wird der ORF seine Sendungspolitik in slowenischer Sprache überdenken: nicht einstellen, sondern andere Formen finden müssen. Mir scheint, die Idee eines Radiovollprogramms ist das Gescheiteste – wenn man sich die kärntnerslowenischen Presseerzeugnisse anschaut! Günter Nennung, den wir um

eine Expertise – für einen Beitrag über die Printmedien der Volksgruppen – gebeten hatten, brachte es auf den Punkt: »Wo bleibt der unabhängige kritische Journalismus?« Eine Reihe von wesentlichen Aspekten spricht für das Radio Korotan. Im Burgenland sind die Gespräche noch lange nicht so weit gediegen. Man wird sehen, was aus dem (nicht geplanten, sondern gedachten) gemeinsamen Volksgruppen-sender in Burgenlandkroatisch, Ungarisch und Romanes wird. Ich würde empfehlen, da rechtzeitig vorzugehen; der Elan der im Sommer stattgefundenen Diskussionen wird hoffentlich nicht versanden. Und hier schließt sich auch der Kreis: Was kann der ORF machen und was nicht? Wir können nicht die demokratische Restinstanz für alle nicht gelösten Probleme, nicht das Korrektiv für alle persönlichen Versäumnisse sein.

**Gibt es noch etwas, was Ihnen am Herzen liegt?**

Ja, eines macht mir Sorgen. Dieser Tage ist sehr viel von neuen elektronischen Medien die Rede, Data-Highways etc. Ich bewege mich z.B. in einem Non-profit-Netz mit zigtausend Rechnern im Verbund; ein Netz, das dezitiert gegen Rassismus und Faschismus auftritt, in dem sehr viel Meinungs-austausch auch über Minderheiten stattfindet – ich habe bislang keine einzige Minderheit hier in einer Mailbox getroffen. Obwohl ich genau weiß, daß diese elektronische Kommunikation mit Kostenaufwand verbunden ist, muß ich betonen, daß sie eine sehr große Chance für Minderheiten darstellt, die nicht verpaßt werden darf. Ich sage es nun ganz böse, damit man mich besser hört: Das ist das Nächste, was die Minderheiten verschlafen! ■

Gespräch: Hakan Gürses

## Tagung der Minderheiten

Die Initiative Minderheitenjahr will (gemeinsam mit der Gesellschaft für politische Aufklärung) das Minderheitenjahr 1994 mit einer Tagung der Minderheiten im Dezember in Wien abschließen, an der VertreterInnen verschiedener Minderheiten Österreichs ihre Anliegen und Forderungen zur Sprache bringen und gemeinsam erörtern werden. Dieselben Ziele, die sich dem Minderheitenjahr stellen, stehen auch hier im Vordergrund: Ein gegenseitiges Kennenlernen verschiedener Minderheitengruppen, um den Beginn einer Selbstvernetzung und einer minoritären Allianz zu ermöglichen – wobei die Resultate der Tagung in Form eines Katalogs, der die Forderungen verschiedener Minderheiten umfassen soll, anschließend an die Bundes-

regierung überreicht werden. Die gemeinsame Verfassung einer minderheitenübergreifenden »Charta 94« ist eines der weiteren Ziele: Eine Minderheitencharta, die alle Minderheitengruppen gleichsam betreffende Punkte, gemeinsame Forderungen enthalten soll, wie die Verabschiedung eines Antidiskriminierungsgesetzes in Österreich.

Neben den HauptteilnehmerInnen der Tagung, den Minderheitenangehörigen, werden auch renommierte KennerInnen der Minderheitenproblematik aus dem sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereich eingeladen, um auf der dreitägigen Tagung – in acht Arbeitsgruppen und einer anschließenden Podiumsdiskussion – einen möglichst umfassenden Einblick in die Minderheitenanliegen zu bekommen und gemeinsa-

me Strategien für ein integratives Vorgehen zu erarbeiten.

Die Tagung der Minderheiten befindet sich in der Organisationsphase, bis jetzt wurden alle Volksgruppen-, mehrere MigrantInnenorganisationen und Organisationen sozialer Minderheiten schriftlich eingeladen; am endgültigen Programmablauf mit ReferentInnenamen wird zur Zeit gearbeitet.

Als Schwerpunkt ihres nächsten Heftes (Nr. 13) wird die STIMME von und für Minderheiten von der Tagung ausführlich berichten und ausgewählte Referate veröffentlichen. ■

Für weitere Informationen: Mag. Margit Rohringer, Tel: 0222/586 12 49-12 (IMJ-Büro Wien)





# Von Kriminellen und Paradiesvögeln

von Dieter Schmutzer

## Lesben und Schwule in den Medien

Hand aufs Herz, können Sie sich erinnern, wann Sie das letzte Mal etwas über Lesbian und Schwule in den Medien gehört oder gelesen haben? Und der Zusammenhang ist Ihnen auch noch erinnerlich?

**R**ichtig! Da war doch dieser Sex-Unhold, der sich jahrelang in dunklen Gebüsch an achtjährigen Knaben verging und sie zu den abscheulichsten Perversionen zwang – welche, das bleibt Ihrer Phantasie überlassen. Und dann war doch vor kurzem diese dicke Komikerin aus dem Fernsehen – wie heißt sie denn nur schnell? –, die mit der Tochter des deutschen Altpräsidenten ... Was, zwei, drei Jahre ist das schon wieder her? Mein Gott, wie die Zeit vergeht! Naja, bei solchen Ferkelleien kann man sich doch nicht jedes Detail merken. Die Navratilova ist ja auch so eine, schämt sich nicht einmal, das öffentlich zuzugeben. Diese Promis können sich wirklich alles leisten! Und dann wurde doch unlängst diese Fotoausstellung eröffnet vom ... Wie? ... Ja, richtig, Mapplethorpe. So ein Neger halt. Was, der ist gar keiner ... naja, aber er hat halt immer welche fotografiert. Sie wissen schon, lange Schwänze und so. Die sind dann auch noch in der Ausstellung zu sehen. Und so eine Schweinerei soll Kunst sein? Bitte, er hat schon auch Blumen fotografiert, sehr schön sogar, hört man. An AIDS ist er gestorben – das hat er davon!

Haben Sie das alles gehört und gelesen? Dann wissen Sie auch schon, wie das Thema Homosexualität üblicherweise in den Medien abgehandelt wird.

Schwule tauchen mit schöner Regelmäßigkeit auf den Chronik- und Gerichtssaalseiten auf. Als Täter, die sich an Kindern und Jugendlichen vergreifen – das Klischee vom bösen Kinderverzahrer feiert fröhliche Urständ'. Als Bösewicht, am besten Erpresser oder Mörder, im »homosexuellen Milieu«. Als Opfer von Erpressung und Gewalttaten, das in eben diesem »homosexuellen Milieu« verkehrt – und dadurch offenbar mit-schuldig ist. Denn ist das Opfer schwul, darf es damit rechnen, selbst posthum noch, zusätzlich verunglimpft zu werden. »Er hat abartige Dinge von mir verlangt. Da hat mir eben gegraust – ich mußte ihn einfach erstechen!« Der Richter nickt verständnisvoll, die Medien berichten dann wurde doch unlängst diese Fotoausstellung eröffnet vom ... Wie? ... Ja, richtig, Mapplethorpe. So ein Neger halt. Was, der ist gar keiner ... naja, aber er hat halt immer welche fotografiert. Sie wissen schon, lange Schwänze und so. Die sind dann auch noch in der Ausstellung zu sehen. Und so eine Schweinerei soll Kunst sein? Bitte, er hat schon auch Blumen fotografiert, sehr schön sogar, hört man. An AIDS ist er gestorben – das hat er davon!

Wer erinnert sich nicht an den spektakulären »Fall« des Schauspielers Walter Sedlmayer, der monatelang in den Medien breitgetreten wurde? – und nicht nur in der bösen, bösen Boulevardpresse. Über geheimes Doppelleben, perverse Spielchen, hemmungslose Exzesse und sonst noch allerlei Anrüchigkeiten wurde spekuliert und phantasiert. Daß der Gute sein Leben ließ, interessierte kaum, der echte Thrill kam vom exotischen »Milieu«.

Davon, daß Lesbian und Schwule seit Jahren auch

hierzulande um gesellschaftliche Anerkennung, um rechtliche Gleichstellung kämpfen, um z.B. nicht mehr zu Opfern von Erpressungen werden zu können, davon ist seltener zu lesen.

Klatschspalten eignen sich hervorragend, einen Blick auf das geheimnisumwitterte Leben von Homosexuellen zu erhaschen. Vorausgesetzt, die Betroffenen sind prominent genug.

Vor ein paar Jahren noch waren die Tennisstars Billie Jean King und Martina Navratilova die einzigen aus der Welt des Sports, die öffentlich zu ihrem Lesbisch sein standen. Zumindest wirtschaftlich – Sponsoren sind sehr sensible Wesen – hat's ihnen zunächst nicht gerade geholfen. Mittlerweile hatten schon etliche andere ihr Coming Out bzw. wird offen von ihrer Homosexualität gesprochen – von Superstar Carl Lewis abwärts. Dennoch haften den entsprechenden Berichten und Bemerkungen immer noch der Hauch des Exotischen oder des leicht Abartigen an – je nach Blickwinkel. Heimischen Sportlern geht es da besser – über deren Sexualgewohnheiten wird zwar möglicherweise gemunkelt, aber nicht in den Medien. Vielleicht gibt's aber auch wirklich keine Lesbian und Schwulen drunter. So ähnlich wie bei den VertreterInnen des Showbiz. Heimisches Wild muß geschont werden,

scheint die Devise der JägerInnen mit Feder und Fotoapparat zu sein; allenfalls zaghafte Andeutungen ...

Viel spannender sind da schon die Berichte über »Scheinehen« und dergleichen. Kaum eine Woche vergeht, in der nicht irgendwelche Artikelchen erscheinen über die Verbindung zwischen dem (zwinker) »angeblich homosexuellen« Filmbeau Richard Gere und seiner Angetrauten Cindy Crawford, von Beruf Model, die (zwinker, zwinker) angeblich auch ... Oder von dem anderen Model, Marke blonde deutsche Maid, und dem weltberühmten Zauberer, der (zwinker, zwinker, zwinker) angeblich ... Sind schon ein exotisches Völkchen, die Schönen und Reichen dieser Welt.

Das süffisante, jedoch wohlwollende Lächeln der Schreiberlinge, ReporterInnen, KolumnistInnen verflüchtigt sich rasch, vertreten diese Schönen und Reichen echte schwul-lesbische Anliegen: wie z.B. Hella von Sinnen und Cornelia Scheel. Als sich herausstellte, daß ihre Beziehung nicht bloß ein PR-Gag war (der Scheel ihren Job bei der Deutschen Krebshilfe kostete, für die sie die Jahre davor schön brav Millionen von Mark herbeigeschafft hatte), sondern eine ernsthafte Geschichte, die die zwei zum Verfassungsgericht führte, da war's aus mit der amüsanten Berichterstattung. Weil da hört sich doch wohl jedes Verständnis auf! Wen interessieren schon Menschenrechte von Lesbian und Schwulen? Allenfalls ein paar freundliche Menschen in den wenigen alternativen Medien. Oder ein paar Scharfmacher, die täglich alles oder noch mehr, wie etwa den Untergang des Abendlandes, herandräuen sehen, sollten Homosexuelle die gleichen Rechte wie alle anderen Menschen genießen

dürfen. Oder ein paar KolumnistInnen, die Vorurteile und reaktionären Schleim absondern.

Die Kunst – seit jeher ein Tummelplatz bunter Paradiesvögel. Schwule und Lesbian werden hier, scheint's, eher akzeptiert. Gelegentlich wird über Homosexualität als Thema von Filmen, Büchern etc. sogar ohne den gewissen Unterton berichtet, wird sogar ohne Nebenbemerkungen zur Kenntnis genommen, daß der oder die homosexuell ist/war. Gelegentlich. Häufig genug ist der Umstand jedoch die Sensation, das eigentlich Wichtige, weil Pikante. Drum wird bei der oben erwähnten Mapplethorpe-Ausstellung nicht so sehr erwähnt, daß es sich um einen der bedeutendsten Fotografen der letzten Jahrzehnte handelt, sondern vor allem seine Homosexualität, die Freunde, die ihm Modell standen und AIDS. Wie AIDS seit einigen Jahren das bestimmende Thema in den Medien ist, wenn's um Homosexualität geht. Selten seriös, kaum solidarisch, meist wertend, verständnislos mit dem gewissen Abstand. Ausnah-

men bestätigen die Regel. »Die Strafe Gottes« wird zwar selten ins Treffen geführt, der Geruch des Unguten, Verbotenen haftet dem Thema dennoch an. Und die Bewußtlosigkeit »AIDS = Ergebnis schwuler Lebensführung« ist aus den Köpfen der BerichterstellerInnen noch lange nicht verschwunden.

Zugegeben, das Bild von Lesbian und Schwulen in den Medien verändert sich. Langsam und zögerlich, aber doch. Dies ist Ergebnis nicht nur genereller gesellschaftlicher Veränderungen, sondern vor allem auch der Bemühungen der Lesbian und Schwulen selbst. Immer öfter melden sie sich zu Wort, schweigen nicht ohnmächtig, machen sich vielmehr laut bemerkbar. Langsam zwar und zögerlich, aber immerhin. Zwischen dem Club 2 im Jahr 1979, als die Gründung des Vereins »Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien« angekündigt wurde – was anderntags prompt zu einer parlamentarischen Anfrage »Ja, dürfen's denn das überhaupt?« führte – und heute liegen 15 Jahre Arbeit: der HOSI Wien, der

Rosa Lila Villa, verschiedener Bundesländer-HOSIs, Initiativen von »Homosexuelle und Kirche« bis zur Vereinigung Jüdischer Lesbian und Schwuler.

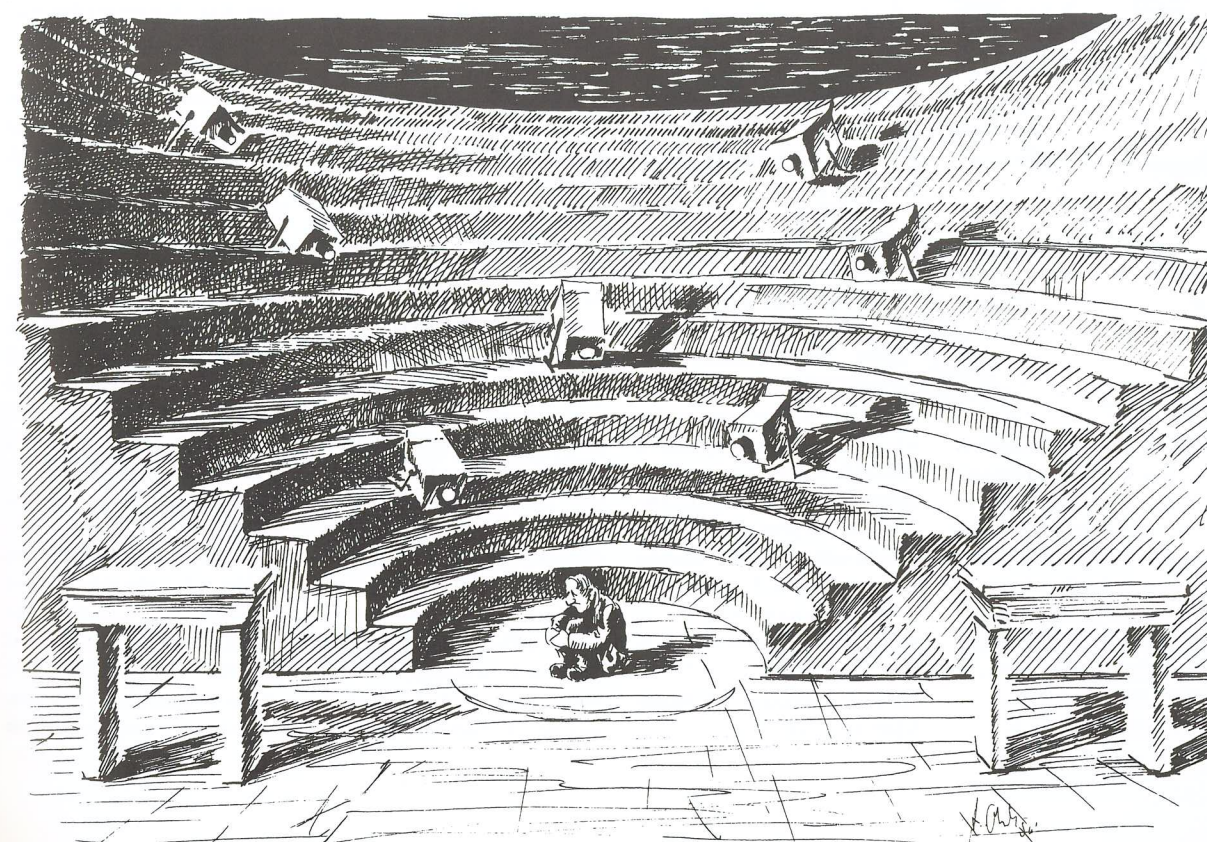
Wichtiger Faktor, sich Gehör zu verschaffen, sind die von Lesbian und Schwulen selbst initiierten bzw. produzierten Medien. Die Zeitschrift der HOSI Wien, Lambda Nachrichten (seit 1979), ist mittlerweile die älteste nichtkommerzielle Lesbian- und Schwulenzeitschrift des deutschen Sprachraums. Politik, Gesellschaft, Kultur, Unterhaltung – ein breites Spektrum wird abgedeckt. Eine Zeitschrift nicht nach aller Leute Geschmack, aber respektiert und aus der alternativen Medienlandschaft nicht mehr wegzudenken.

Ein paar Jahre gab's eine Zeitung der HOSI-Jugendgruppe: Tabu. Wie viele andere Projekte, wurde sie aus Mangel an Zeit und AktivistInnen eingestellt. So auch die Zeitschrift der Rosa Lila Villa. In den Bundesländern brachte die HOSI Graz einige Jahre die Buschtrommel heraus, aus Linz

kommt Blickwechsel. Einige Jahre ist es schon her, daß der letzte österreichische Lesbianrundbrief, eines der wenigen Medienprojekte von Lesbian für Lesbian, erschienen ist; genauso verhält es sich mit Lillian Postilien. Bleibt neben den Lambda-Nachrichten noch Xtra! als Zeitung von überregionaler Bedeutung – ein Blatt, das vor allem als Serviceeinrichtung mit Programmen, Terminen, Treffpunkten zu verstehen ist.

Das ist natürlich nicht allzu viel. Von Radio- oder TV-Programmen können Lesbian und Schwule hierzulande nur träumen. Überall fehlt es an MitarbeiterInnen, an Zeit, an Geld. Aber das Netzwerk funktioniert halbwegs, vor allem in Alternativmedien, in feministischen Zeitschriften kommen auch Lesbian und Schwule immer wieder zu Wort. Der Anfang ist gemacht, die Zeit nicht mehr zurückzudrehen.

Bert Brecht fällt mir ein: »Die Mühlen der Gebirge liegen hinter uns. Vor uns liegen die Mühlen der Ebenen.« Wär' doch gelacht, wenn wir die nicht auch noch hinter uns brächten. ■





# Grolls Großer Sprung

von Erwin Riess

**1.** Wien-Floridsdorf, ein Sommerabend. Die Donaainsel auf der Höhe der Reichsbrücke. Vor einem Kranwagen hat sich eine große Menschenmenge gebildet. Die Leiter des Mobilkrans ist auf eine Höhe von achtzig Meter ausgefahren, auf halber Höhe verkündet ein Transparent: »1. Rollstuhl-Bungee«. Vor dem Fahrzeug befindet sich ein mit drei Personen besetztes Podium, das von Fernsehteams und Reportern umlagert wird. Die drei Personen sind: ein Vertreter des Arbeitersamariterbundes, Magister Tritt und Groll, der mit einer Wäscheleine an den Rollstuhl gefesselt ist. Eine Pressekonferenz ist im Gange.



**EIN JOURNALIST** Ich vertrete Radio Wien. Können Sie unseren Hörern sagen, warum der Arbeitersamariterbund diesen Weltrekordversuch unterstützt?  
**DER VERTRETER DER ARBEITERSAMARITER** Wir haben es uns zur Aufgabe gestellt, überall dort, wo wir sind, unsere Präsenz in den

Dienst einer Sache zu stellen, von der wir hoffen, daß sie gut ist. Aus diesem Grund haben wir nicht gezögert, als Dozent Tritt sich an uns gewandt hat. Wenn man uns braucht, erschallt der Ruf der Nächstenliebe umso lauter.  
**Groll** will etwas sagen, Tritt hält ihm das Mikrophon vor den Mund.  
**GROLL** Es handelt sich mitnichten um einen Weltrekordversuch, Sie Idiot!  
**EIN ANDERER JOURNALIST** Ich komme vom ORF, Aktueller Dienst!  
**TRITT** Stellen Sie Ihre Frage!  
**DER ORF-REPORTER** Dozent Magister Tritt! Ist es richtig, daß Sie bei der Bestellung von Professoren an der Universität Wien bereits zweimal übergangen wurden?

**TRITT** Die nächste Frage, bitte!  
**DER ORF-REPORTER** Ist es richtig, daß Sie und Herr Groll voriges Wochenende in angetrunkenem Zustand einen Zeitungsständer besudelt haben? Ist es ferner richtig, daß Sie den Inhalt des Zeitungsständers auf die Auffahrt zur Villa des Herausgebers der größten österreichischen Tageszeitung ...  
**TRITT** Kein Kommentar. Fragen Sie zur Sache, nicht zur Folklore.  
**GROLL** Sie vom ORF! Wo wohnen Sie?  
**EIN BÄRTIGER REPORTER** Ich repräsentiere hier das größte österreichische Aufdeckungsmagazin.  
**GROLL** Und?  
**DER BÄRTIGE REPORTER** Der Weltrekordversuch soll die Öffentlichkeit für ein Problem sensibilisieren, das bisher nur klischeehaft ...  
**GROLL** schreit in Surrogaten von Klischees!  
**DER BÄRTIGE REPORTER** Wie bitte?

**GROLL** Der nächste, bitte!  
**EIN JOURNALIST** Richard Bride, BBC. Fürchten Sie nicht, daß Ihre Aktion von behinderten Menschen mißverstanden werden könnte?  
**TRITT** nach einem Blick auf Groll Mister Groll und ich sind uns dessen bewußt, daß in diesem Land, dessen Medien ihm in keiner Weise unrecht tun, jegliche Hoffnung auf Aufklärung auszuschließen ist. Daher haben wir beschlossen, angesichts der behindertenfeindlichen Berichterstattung in den österreichischen Medien ein weithin sichtbares Zeichen des Protests zu setzen.  
**EINE JOURNALISTIN** Helen Stockman, CNN. Hat Mister Groll jemals ähnliche Versuche unternommen?

*Tritt sieht Groll an, der lächelt und träumt.*

**TRITT** Mister Groll legt Wert auf die Feststellung, daß er, ein Angehöriger der niederen Stände, noch nie das Bedürfnis verspürt hat, hoch hinaus zu wollen.  
**EINE REPORTERIN** Alisa Dippleton vom »Guardian«. Wie lange haben Sie für diesen Sprung trainiert?  
**GROLL** Ein ganzes Leben.  
**TRITT** In den letzten vierzehn Tagen haben wir die heimische Medienberichterstattung über behinderte Menschen nachgelesen.  
**DIE REPORTERIN** Wann ist der Entschluß festgestanden, dieses Wagnis auf sich zu nehmen?  
**TRITT** Als Mister Groll und ich feststellen mußten, daß in der Berichterstattung über den verstorbenen Psychologen Ringel – einer der bekanntesten Rollstuhlfahrer Österreichs – immer wieder, in allen Zeitungen, im Hörfunk und im Fernsehen, die berühmte Wendung vom »an den Rollstuhl Gefessel-

ten« auftauchte, stand unser Entschluß fest.  
**DIE REPORTERIN** Diese berühmte Wendung wird nach Ihrer Aktion aus den Medien verschwinden?  
**GROLL** Sie wird verschwinden, weil die Person, die sie bezeichnet, verschwunden sein wird.  
**TRITT** Mehr können wir jetzt nicht sagen.  
**EIN REPORTER IM ROLLSTUHL** Francois Dellerue, »La Route, Bordeaux«. Wem widmen Sie den folgenden Sprung?  
**TRITT** Monsieur Groll und ich widmen diesen Sprung allen, die keine großen Sprünge machen können.  
**GROLL** Die Pressekonferenz ist beendet. Wir danken allen ausländischen Journalisten für Ihr Erscheinen. Ganz besonders danke ich Monsieur Dellerue für den Mut, als alleinreisender behinderter Mensch nach Wien zu kommen. Ich wünsche Ihnen eine prompte und unbeschadete Rückkehr nach Frankreich!

*Hinter Groll und Tritt haben vier weibliche Musiker Platz genommen, es handelt sich um Angehörige eines Streichquartetts. Sie intonieren den Schluß von Schuberts Neunter Sinfonie. Infolge des Straßenschlurms von der nahen Reichsbrücke sind aber nur Musikfetzen zu hören. Es ist dunkel geworden, Scheinwerfer erhellten die Szene.*  
*Grolls Rollstuhl wird an dem herabgelassenen Seil des Kranarms angebunden. Währenddessen wird Tritt von einer Seilwinde auf eine Plattform an der Spitze des Kranarms hochgezogen. Langsam erhebt sich jetzt auch Groll über die Menge, das vielfach um den Körper geschlungene Seil verhindert seinen Sturz aus dem Rollstuhl. Von Scheinwerferbatterien in gleißendes Licht getaucht, entschwebt er in den Nachthimmel. Der Verkehr auf der Reichsbrücke ist von einer Abordnung der Arbeitersamariter angehalten worden, die Musik ist jetzt deutlich zu*

hören. Während Groll langsam hoch gezogen wird, ertönt aus den Lautsprechern eine Durchsage. »Der große Sprung wird unterstützt von ...«. Es folgt eine Aufzählung von Gewerbe- und Heurigenbetrieben in Groß-Jedlersdorf.  
*Groll ist am Ende des Kranarms angekommen, auf einer kleinen Plattform steht Magister Tritt und befestigt das Bungee-Seil an Grolls Rollstuhl. Die Fernsehteams arbeiten auf Hochtouren, die Menschenmenge verharrt in atemloser Spannung. Tritt löst die Schlaufe eines am Rollstuhl angebrachten Bandes, es entrollt sich, die Scheinwerfer tasten das Spruchband ab: EIN KLEINER SPRUNG FÜR DIE MENSCHHEIT, ABER EIN GROSSER SPRUNG FÜR ÖSTERREICH.*  
*Das Streichquartett setzt die Instrumente ab, die Musikerinnen blicken gespannt auf die Plattform in schwindelnder Höhe. Von der nahen Donau ist das gleichmäßige Stampfen eines Schiffsdiesels zu hören. Aus den Lautsprechern ertönt ein Trommelwirbel. Tritt beugt sich zu Groll und flüstert ihm etwas zu, dann küßt er ihn auf den Mund und löst die Bremsen des Rollstuhls. Der Trommelwirbel setzt aus, Tritt geht einen Schritt hinter den Rollstuhl zurück und gibt ihm einen sachten Stoß. Ein Aufschrei geht durch die Menge, der Rollstuhl fällt wie ein Stein zu Boden. Wenige Meter über dem Boden reißt das Gummiseil, und der Rollstuhl bohrt sich mit dem an ihn gebundenen Groll in die Wiese, die Räder des Rollstuhls fliegen meterweit durch die Luft. Sofort umringen Arbeitersamariter den Unglücksort. Die Stille, die sich über das Geschehen legt, wird von Grolls Stimme aus dem Lautsprecher durchbrochen: »Der an den Rollstuhl gefesselte Behinderte ist tot. Er gab das Leben für das richtige Wort. Hören Sie sein Vermächtnis: Nie wieder soll dieses Wort gedruckt werden; geschieht es dennoch, wird höllischer*

Groll über die Schreiber kommen und großes Wehklagen soll in die Redaktionen einziehen.«  
**2.**  
*Zwei Stunden später, in einem Heurigenlokal in Groß-Jedlersdorf.*  
*Groll und Tritt prostern Monsieur Dellerue zu. Sie trinken, Dellerue nippt nur am Glas.*  
**TRITT** Wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Es

hat alles wunderbar geklappt.  
**DELLERUE** Wie seinerzeit in Calais.  
**TRITT** Der Puppe ist fast nichts passiert, Sie können sie wieder mitnehmen.  
**GROLL** Der Rollstuhl allerdings ist nur mehr Schrott.  
**DELLERUE** Das ist bedauerlich.  
**GROLL** Keinesfalls. Es handelte sich um ein österreichisches Fabrikat.  
*Dellerue greift in das Netz seines Rollstuhls und zieht eine*

*Flasche »Louis Eschenauer, St. Emilion« hervor.*  
**DELLERUE** Lassen Sie uns mit einem Glas Wein auf Ihren großen Sprung anstoßen!  
**GROLL** Mit Vergnügen. Frau Wirtin, bitte vier neue Gläser!  
**DIE WIRTIN** die Flasche sehen Sie was ist das?  
**GROLL** Das ist eine Premiere: Der erste Wein, der in Ihrem Heurigen ausgeschenkt wird. Setzen Sie sich zu mir, kosten Sie! ■

## Neue Radios! von Anu Pöyskö und Thomas Thurner

**M**inderheitenmedien sind imstande, ihre unmittelbare Zielgruppe zu bedienen; die Platzierung der Minderheitenthemen außerhalb dieser Teilöffentlichkeiten gestaltet sich schwer. Der Zugang zur Gesamtöffentlichkeit steht bei einem Freien Radio technisch zur Verfügung. Minderheiten, die im Freien Radio arbeiten, verfügen über ihre eigene Teilöffentlichkeit – hinzu kommt die Möglichkeit, die HörerInnen anderer im Projekt mitwirkender Gruppen zu erreichen.  
Ab November 1994 soll in Österreich die Veranstaltung privater Rundfunkprogramme möglich sein. Das Rennen um die Regionalradiolizenzen war schon entschieden, bevor der Startschuß fiel, denn eine der treibenden Kräfte beim Zustandekommen des Privatradiogesetzes, der VÖZ (Verband Österreichischer Zeitungsherausgeber), forderte die zehn zu vergebenden Frequenzen für seine Mitglieder ein. Und so wurde den jeweiligen »Platzhirschen« im Printsektor (Kronenzeitung, Kurier, Oberösterreichische Nachrichten ...) noch ein Radio überantwortet.

Da kommerzielles Radio ein Begleitmedium ist, streben dessen BetreiberInnen nach einer einheitlichen, leicht identifizierbaren Programmfolge. Minderheitenthemen fehlt die geforderte Breitenwirksamkeit; daher würden sie das nach werbewirtschaftlichen Kriterien ausgerichtete Radioformat stören. Minderheitenthemen und werbefinanziertes Radio schließen sich gegenseitig aus.  
Es sieht nicht so aus, daß die Forderung eines partizipativen Mediums schon jetzt realisiert werden könnte. Die realpolitischen Machtverhältnisse

brachten in diesem Jahr die privat-kommerziellen »Print-radios« in den Äther, doch für nächstes Jahr – für die Lokal-frequenzvergabe des nächsten Jahres – besteht die berechtigte Hoffnung, daß mit der Zulassung eines Freien Nichtkommerziellen Radios die Rundlandschaft – definieren sich als offene Medien, die besonders Gruppen, die in anderen Medien kaum oder zuwenig Berücksichtigung finden, den Zugang zu einer größeren Öffentlichkeit bieten. Ganz im Sinne eines Entschlusses des Europäischen Parlaments soll das mediale Spektrum um weniger kräftige gesellschaftliche Gruppierungen ergänzt und damit eine demokratiepolitische Bereicherung erreicht werden.  
Seit nunmehr drei Jahren arbeiten RadiomacherInnen an der Realisierung dieses Projekts, sie haben die formalen Rahmenbedingungen für den Betrieb eines solchen Radios entwickelt. Jetzt geht es darum, den konkreten Bedarf anzumelden; d.h. Gruppen, Initiativen und Personen, die das Medium nützen wollen, sollten schon jetzt – in der Aufbauphase – mitwirken. Denn so kann jener politische Druck erreicht werden, der es verunmöglicht, das konkrete BürgerInnenbedürfnis Freies Radio zu ignorieren.  
Die Chancen für die Etablierung eines Freien Radios als Minderheiten- und BürgerInnenforum im nächsten Jahr sind vorhanden, sie müssen nur genutzt werden. ■

Mag. Anu Pöyskö und Thomas Thurner sind MitarbeiterInnen von »Freies Radio Wien«.  
Kontakt: 0222/33 31 096



# Lieber Freund!

Ich möchte Dir von einem Mann erzählen, der ein Pionier in unseren Minderheiten-Anliegen und leidenschaftlicher Antifaschist war, und seiner in Respekt und Freundschaft gedenken. Vor fast einem Jahr starb Prof. Dr. Eberhard Steinacker, pensionierter Lehrer, Sprachwissenschaftler, Schriftsteller, Übersetzer und Aktivbürger.

Nach vielen Gesprächen während mühsamer, langer Porträtstunden, gemeinsamer Fahrten und Unternehmungen kann ich nun sein Bild vervollständigen: Ihm wurde immer mehr über sprachwissenschaftliche Fragestellungen hinaus ein anderes Anliegen zur Mitte seines Lebens. Und so trat immer deutlicher die Bewältigung seiner, wie er es meinte, »Lebensschuld« an die Stelle akademischer »Sprach-Spielereien« (er war immerhin Mitarbeiter des »Brenner«, einer der bedeutendsten Literaturzeitschriften Europas); er fühlte sich schuldig, in der Zeit der großen Worte und Nazigreuel der schweigenden Mehrheit angehört und nicht Widerstand geleistet zu haben.

Er bedauerte, ein angepaßter Lehrer gewesen zu sein. Erst mit seiner Pensionierung brach sich mit ungeahnter Vitalität die neue Identität einen ungewöhnlichen Weg: Statt in wohlverdienter Ruhe zu verharren, begann er, aktiv zu werden, Leserbriefe zu schreiben – immer seltener in Karl Krausscher Weise sprachliche Mißgeburten betreffend und geißelnd; immer deutlicher kristallisierte sich die Stoßrichtung seiner Sprache heraus: Einsatz gegen alle Formen von Faschismus. Aber nicht nur die Sprache war sein Werkzeug, er nahm an Demonstrationen, Versammlungen teil und wurde immer mehr zum Vorbild und Gewissen für Menschen, die – wesentlich jünger als er – sich von ihm ange-

sprochen fühlten. »Der Steinacker, der Eppo hat gesagt ...«, wurde in solchen Kreisen zu einer häufig gehörten Formulierung, die Respekt ausdrückte, forderte und auch erhielt.

Inzwischen war er ja doch schon den Achtzigern nahe und immer noch voll man muß es so nennen geradezu jugendlichen Engagements, rücksichtslos zu sich selbst. Seine Analysen waren scharf, aber er begnügte sich nicht mit Theoretischem. Ausgedehnte Reisen waren weniger Urlaubsfahrten als Möglichkeit zu Kontaktaufnahme mit Verfolgten und Minderheiten – und Hilfeleistung. Er organisierte und finanzierte im »Schweiglhaus«, unserem damaligen Kulturhaus in Ried im Oberinntal, noch vor der großen Öffnung ein Treffen von Kulturschaffenden aus dem Ostblock. Da konnte er zu einem Eiferer werden, der eine andere Gangart oder geringeren Einsatz einfach nicht verstehen konnte.

Für unsere Zeitschrift »SALT«, unabhängiges Tiroler Blatt für Kultur und Gesellschaft verfaßte er Beiträge zu der ihn kennzeichnenden Thematik: Ein Artikel stellt den Blutzugeen Pater Reinisch, der den Fahneid auf Hitler verweigert hatte und hingerichtet wurde, in den Mittelpunkt, der zweite handelt von der Minderheit der Kärntner Slowenen und ihren Problemen, ein dritter über die burgenländischen Kroaten vermittelte er uns.

Ich selbst verdanke ihm für meine Arbeit an dem Buch »Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch« grundsätzliche Hinweise, Anregungen, wichtige Kontakte und Begegnungen.

In den letzten Jahren gehörte seine

ganze Kraft der Arbeit an der Rückübersetzung und Herausgabe des Buches *RASSENHASS IST CHRISTUSHASS* von Johannes Österreichischer (1904-1993). Das Buch, 1939 im Pariser Exil geschrieben, war nur in französischer Übersetzung erschienen. Das deutsche Manuskript war auf der Flucht vor der Gestapo durch Frankreich, Spanien, Portugal in die USA verlorengegangen. Der Verfasser war Jude und katholischer Priester, und als solcher nicht Anhänger der offiziellen Linie der katholischen Kirche Österreichs Hitler gegenüber. Hier ist er auf Konfrontationskurs mit dem Hitlerfaschismus, sonst ein Brückenbauer zwischen den Menschen, Konfessionen und philosophischen Richtungen, wie seine anderen Publikationen beweisen. Das Werk ist eine fast einsam dastehende Publikation gegen Hitler aus der Hand eines Vertreters des österreichischen Klerus. Johannes Österreichischer weist nach, daß der Begriff *Rasse*, die neue Gottheit des Nationalsozialismus, ein Ausdruck aus der Zoologie, erst spät von der Anthropologie übernommen, von Hitler und seinen »Rassenkundlern« unwissenschaftlich verwendet und mit dem Begriff »Familie« aus dem Tierreich verwechselt wurde; *Rasse* ist hier ein »nebelhafter, vager, unpräziser Begriff: Die Juden sind keine Rasse, sondern ein Volk, die Arier keine Rasse, sondern eine Sprachfamilie«. Diesem Rassegedanken und der Rang- und Herrschaftsordnung von Herren- und Untermenschen stand die christliche Lehre von Brüderlichkeit, Schuld und Verzeihen (»Gewissen ist eine jüdische Erfindung, es ist wie die Beschnei-

dung eine Verstümmelung des menschlichen Wesens«, Hitler) im Wege; so erklärt sich auch der Titel des Buches.

Mit dieser Aufgabe hat Eberhard Steinacker sein Lebenswerk gekrönt, wie es seinem Wesen, Können und seinem Bedürfnis nach tätiger Wiedergutmachung am meisten entsprach, und er hat wohl auch den eigenen psychologischen »gordischen Knoten« von subjektiver Schuld gelöst, über die so viele leichtfüßig hinweggegangen sind und sogar von Pflichterfüllung sprachen. Nun gedenken wir seiner; wenn er uns dabei zusehen kann, würde er endlich mit sich zufrieden sein – und das ist des Lebens Sinn.

Das nicht alle »Brückenangebote« gleich und leicht ein anderes Ufer finden, erlebte ich in den Ferien in Telfs in Tirol. Die Initiative Minderheitenjahr hatte bei den Telfer Volksschauspielen ihr Thema *Minderheiten*, »Wenigerheiten« zum Motto für einige Veranstaltungen gemacht. Eine Lesung war in einem Café, das von Türken gepachtet ist und auch von Österreichern besucht wird, angesetzt. Als Lesende waren Mukadder, eine sechzehnjährige Schülerin, die ein Theaterstück über Frauenrechte in der Türkei geschrieben hat, der Lyriker Jani Oswald, ein Kärntner Slowene, der jenische Autor Peter Vonstadl und ich eingeladen worden. Wegen meines Naheverhältnisses zur Türkei wurde ich gebeten, die Lesung des Theaterstücks zu moderieren, d.h. den türkischen Text in deutscher Kurzfassung vorzutragen.

Da kamen wir nicht weit, und schon wurden Protestgemurmel und Zwischenrufe von türkischer, männlicher Seite immer heftiger und lauter; wir unterbrachen die Lesung und diskutierten das Thema, aber es war unmöglich, zu einer Verständigung zu kommen; alles sei erlogen, die Autorin

(erst seit 2 Jahren in Österreich) kepte die Verhältnisse nicht, und außerdem sei es unmöglich und verstoße gegen die Gastfreundschaft, hier Negatives über die Türkei vorzutragen. Mukadder weinte schließlich, und ich wurde schwer bedroht. Die Lesung konnte nicht zu Ende geführt werden, ich kam zu meiner Lesung, Lyrik österreichischer »Wenigerheiten«, gar nicht mehr, wir mußten das Café samt Publikum räumen, kurz, wir wurden hinausgeschmissen.

Es gab dann doch ein hoffnungsvolles Happy ending: Ein junger Türke, der heftig mit uns gestritten hatte, wick mir in der nächsten Stunde nicht mehr von der Seite, und wir besprachen die Problematik des Theaterstücks und der Lesung weiter. Schließlich entschuldigte er sich bei Mukadder. Ich aber holte mir eine weitere gefährliche Drohung, als ich, um doch zu einer Verständigung zu kommen, das Lokal noch einmal betrat.

Ich kenne genügend völlig anders verlaufene Begegnungen mit Türken, sonst wäre ich auch nicht hier. Aber es kotzt mich an, hier wie dort und anderswo, jener Intoleranz zu begegnen, die sich pseudo-religiös oder nationalistisch begründet. Das gibt es natürlich nicht nur hier und in fanatisch-fundamentalistischen Kreisen des Iran, Algeriens, Ägyptens ... Das ist die böse Fratze des Faschismus, hier wie dort, auch in den Brand- und Mordanschlägen gegen AsylanInnen und GastarbeiterInnen in Europa.

Soweit unser fast ganz mißlungenes Brückenprojekt; sicher war die Ortswahl nicht gerade sehr einfühlend, und jahrhundertlanges Patriarchat lassen sich gewiß nicht durch die Lesung eines sechzehnjährigen Mädchens aufarbeiten – aber zur Sprache kam sie jedenfalls – und wie!

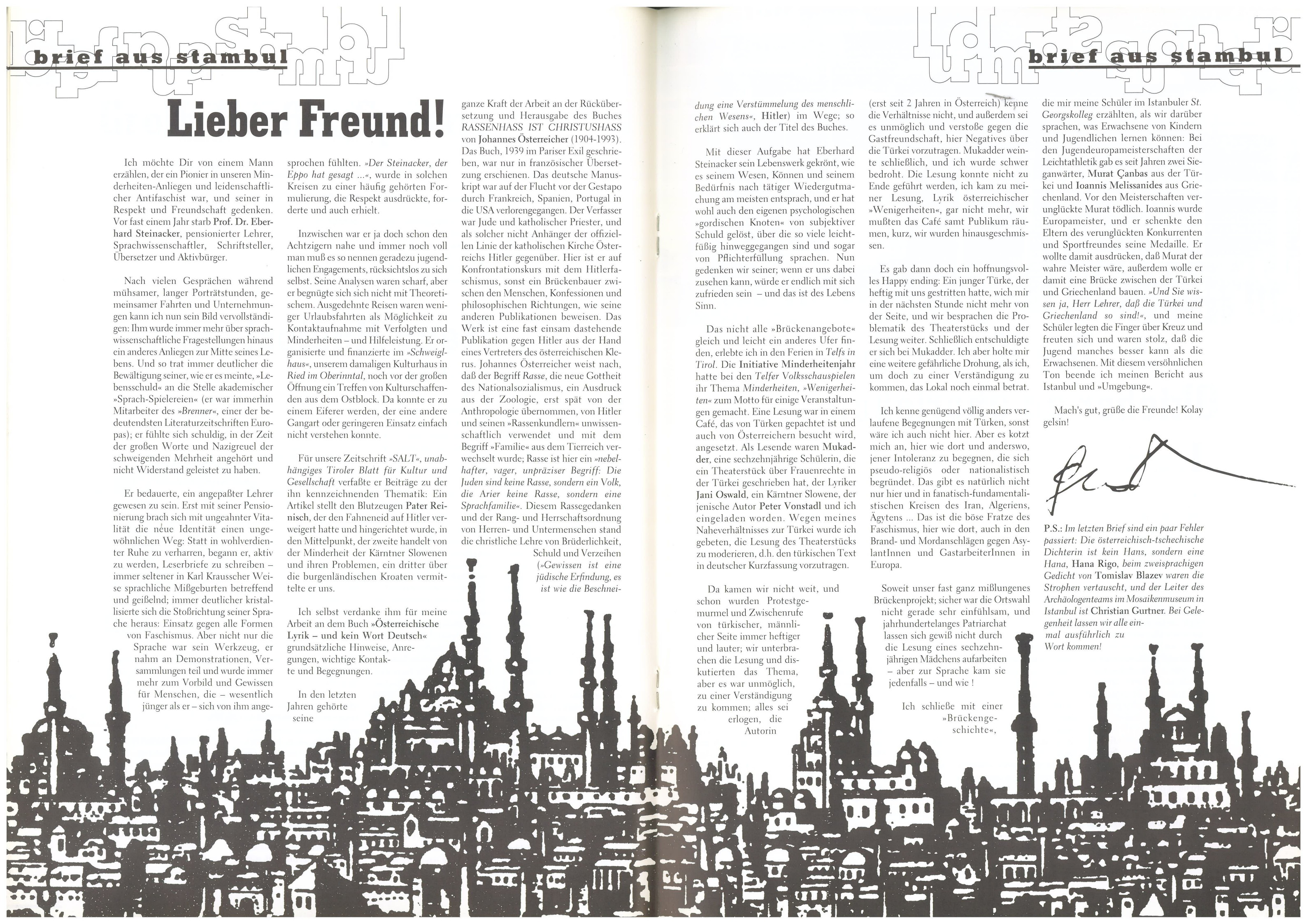
Ich schließe mit einer »Brückengeschichte«,

die mir meine Schüler im Istanbul St. Georgskolleg erzählten, als wir darüber sprachen, was Erwachsene von Kindern und Jugendlichen lernen können: Bei den Jugendeuropameisterschaften der Leichtathletik gab es seit Jahren zwei Sieganwärter, Murat Çanbas aus der Türkei und Ioannis Melissanides aus Griechenland. Vor den Meisterschaften verunglückte Murat tödlich. Ioannis wurde Europameister, und er schenkte den Eltern des verunglückten Konkurrenten und Sportfreundes seine Medaille. Er wollte damit ausdrücken, daß Murat der wahre Meister wäre, außerdem wolle er damit eine Brücke zwischen der Türkei und Griechenland bauen. »Und Sie wissen ja, Herr Lehrer, daß die Türkei und Griechenland so sind!«, und meine Schüler legten die Finger über Kreuz und freuten sich und waren stolz, daß die Jugend manches besser kann als die Erwachsenen. Mit diesem versöhnlichen Ton beende ich meinen Bericht aus Istanbul und »Umgebung«.

Mach's gut, grüße die Freunde! Kolay gelsin!



P.S.: Im letzten Brief sind ein paar Fehler passiert: Die österreichisch-tschechische Dichterin ist kein Hans, sondern eine Hana, Hana Rigo, beim zweisprachigen Gedicht von Tomislav Blazev waren die Strophen vertauscht, und der Leiter des Archäologenteams im Mosaikmuseum in Istanbul ist Christian Gurtner. Bei Gelegenheit lassen wir alle einmal ausführlich zu Wort kommen!





von Matthias Marschik  
und Alexandra Kordik

# Integration im Fußballverein?

Über das Fußballspiel gibt es die unterschiedlichsten Ansichten. Die einen sagen, es sei ein völkerverbindender Sport, der alle Grenzen zu überwinden und Menschen aller Erdteile zu faszinieren vermag; die anderen sagen, im Fußball käme die Ausländerfeindlichkeit so richtig zum Vorschein, man brauche sich ja nur die Zuschaueransammlungen anzusehen und die fremdenfeindlichen

meinerbaren Musterfall, denn es ist klar, daß am Fußball nur eine bestimmte Gruppe, die der jungen männlichen Bevölkerung, beteiligt ist.

Vielleicht kann der Fußball aber doch auf der individuellen Ebene als Beispiel dienen, auch wenn (oder vielleicht gerade weil) nur eine eng begrenzte Gruppe daran partizipiert, die eine gemeinsame Vorliebe hat, nämlich den Fußball, und das gleiche Ziel,

Aktiven durch eine gemeinsame Idee und ein gemeinsames Ziel verbunden: Fußball fördert also das Gemeinschaftsgefühl, nicht nur im Spiel selbst, sondern auch im Erleben kollektiv errungener Siege und kollektiv erlittener Niederlagen. Daher werden die Mitspieler auch nicht nach ihrer Herkunft, sondern nach ihrem Beitrag für das Spiel des gesamten Teams beurteilt.

Übrigens muß dazu gesagt werden, daß die »Multikulturalität« in Österreichs Fußball so alt ist wie der Sport selbst: Die ersten Wiener Fußballer waren nämlich »Ausländer«. Die englischen Gärtner des Baron Rothschild gründeten 1894 die »Vienna«, verschiedene englische Industrielle, deren Angestellte und Handelsvertreter gründeten wenig später die »Cricketer«. In den Anfängen mußten sich also die österreichischen Spieler erst langsam Plätze in den englischen Mannschaften erkämpfen.

Wie nun die Realität der Integration im Fußball aussieht, haben wir im Frühjahr 1994 bei einer Befragung von insgesamt 80 Spielern, Trainern und Funktionären von Wiener Fußballvereinen erhoben, und zwar von der Bundesliga bis zur untersten Klasse. Zu den »ausländischen« Spielern wurden, da beide Gruppen gleichermaßen von mangelnder Integration betroffen sind, solche mit und ohne österreichische Staatsbürgerschaft gezählt (das ist sicherlich problematisch, aber die Lage der meisten eingebürgerten Spieler hat sich mit der Erlangung der Staatsbürgerschaft kaum

verändert). Die Hälfte der »ausländischen« Spieler besaß bereits die Staatsbürgerschaft; die Trainer und Funktionäre waren freilich durchwegs gebürtige Österreicher.

Ein erster Blick auf die Ergebnisse ist durchaus überraschend: Das Klima in der Mannschaft wurde von allen Befragten ebenso positiv bewertet wie das Verhältnis zwischen in- und ausländischen Spielern: Je zwei Drittel der befragten In- und Ausländer meinten, es könne kaum verbessert werden. Auch eine Ungleichbehandlung durch den Trainer wurde von fast allen Spielern geäußert (nur ein einziger Spieler fühlte sich aufgrund seiner Nationalität benachteiligt). Im Gegenteil: Weit mehr als die Hälfte der ausländischen Spieler bezeichnete die inländischen Aktiven und Trainer als hilfsbereit, wenn es um die Lösung von Problemen (Wohnung, Arbeit, Erlangung der Staatsbürgerschaft) oder um alltägliche Toleranz (etwa bei Sprachschwierigkeiten) gehe. Probleme gibt es angeblich nur wenige: Dazu gehören vor allem die Verständnisschwierigkeiten aufgrund der Sprachunterschiede. Auffällig ist freilich, daß die Ausländer den verbalen Kontakt durchwegs als ausreichend beurteilten, während die Österreicher der Meinung waren, daß die Sprachprobleme zumindest für den privaten Kontakt eine erhebliche Behinderung darstellten.

Vielfach beschränkt sich daher die Begegnung mit den ausländischen Spielern auf den Fußball, auf Training und Wettkampf. Die meisten österreichischen Aktiven haben außerhalb des Sportbetriebes vorwiegend Kontakte zu anderen Österreichern. Dies trifft sich allerdings nicht ganz mit den Angaben der Legionäre, die gerne mehr Kontakt aufbauen würden, hat doch nur jeder zehnte

Ausländer österreichische Teamkameraden zu Freunden.

Die Mehrzahl der Österreicher glaubt, daß die Ausländer gar keinen Kontakt suchen. Etliche Spieler haben aber bereits bemerkt, daß hier in ihrer Beziehung zu den Legionären etwas nicht stimmt, und suchen die Gründe dafür zum Teil auch bei sich selbst: Einige meinen, daß sie es den Ausländern nicht gerade einfach machen, andere führen an, die Ausländer könnten ihren Wunsch nach Bekanntschaften nicht ausdrücken. Etwa jeder zehnte Spieler gibt auch zu, daß er Angebote für gemeinsame Freizeitaktivitäten erhalten habe: Er wisse aber nicht, wie er darauf reagieren soll.

Die zum Teil sehr positiven Ergebnisse der Befragung müssen jedoch revidiert werden, bezieht man die Aussagen vor und nach den Gesprächen mit ein: Dabei zeigt sich nämlich ganz deutlich, daß die Antworten während der Interviews größtenteils in Richtung sozialer Erwünschtheit verzerrt waren und kaum der Realität entsprachen. Die Ausländerthematik ist offensichtlich, nicht nur in Österreich, und ein derzeit sehr brisantes und emotionalisiertes Thema, das kaum eine distanzierte Betrachtung zuläßt. Beide Seiten, die inländischen und die ausländischen Spieler, sahen sich durch die Interviewsituation selbst wie etwa auch durch die Person des Interviewers unter sozialen Druck gesetzt. Dieser Druck äußerte sich in Antworten, die sich vielfach an dem orientierten, was die Spieler glaubten, äußern zu müssen.

Doch der gleiche Trainer, der im Interview noch vom Verein als einer »großen Familie« gesprochen hatte, meinte nachher, daß er sich die Ausländer entsprechend zurechtgebogen habe. »Ich

weiß, wie man sie behandeln muß.« Und: »Man muß eben auffassen, daß der Verein nicht von den Ausländern vereinbart wird. Wenn man sie läßt, sind sie wie die Mafia.« Dabei wird natürlich zwischen den verschiedenen Nationalitäten differenziert: »Tschechen z.B. sind pflegeleicht, aber Jugoslawen und Türken bringen nur Probleme.« Und der Spieler, der das gute Mannschaftsklima gelobt hatte, sprach nachher von den »stinkenden und ungepflegten Ausländern«, die »den Österreichern die Arbeitsplätze und Wohnungen wegnehmen«. Die ausländischen Spieler neigten zuerst in einem fast noch höheren Maß zu erwünschten und angepaßten Antworten: Erst nach dem Interview kamen sie auf ihre Kontaktprobleme zu österreichischen Spielern zu sprechen, auf die ihnen entgegengebrachten Vorurteile, auf Benachteiligungen beim Training und beim Spiel.

Eindeutig geringer sind die Probleme zwischen den Jugendlichen in den Nachwuchsmannschaften, obwohl sich hier die gleiche Tendenz zu sozial erwünschten Antworten feststellen läßt. Es wurde jedoch deutlich, daß hier die Sprachbarriere geringer ist und die Jugendlichen auch besser mit der Situation fertigwerden. Besonders die kleinen Vereine wissen außerdem, daß sie ohne die ausländischen Jugendlichen den Nachwuchsbetrieb einstellen müßten: Das wirkt sich auch in (zum Teil erzwungener) gegenseitiger Toleranz aus.

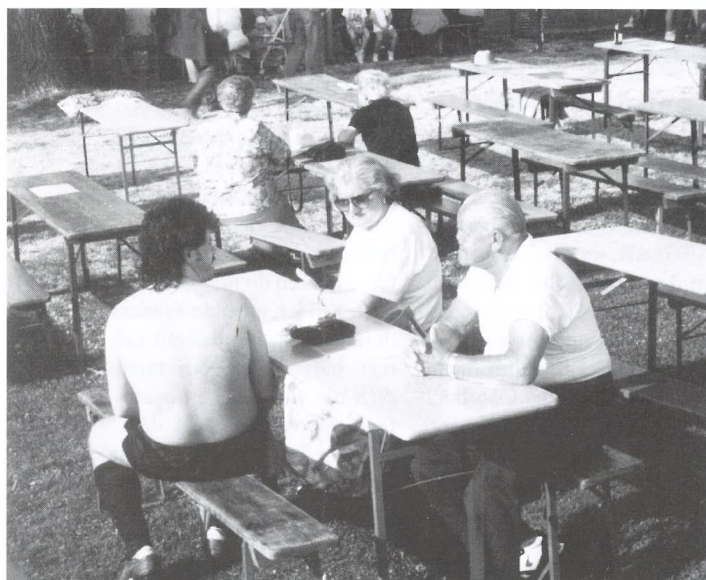
Die Trainer äußern sich hingegen auch bei den Nachwuchsteams sehr negativ über die Ausländer. Den Grund suchen viele in der hohen Zahl türkischer, bosnischer, serbischer oder kroatischer Kinder, die in manchen Nachwuchsteams der unteren Ligen bis zu 90 Prozent der Spieler stellen. Dies ergibt Schwierigkeiten besonders

mit österreichischen Eltern, die ihre Kinder nicht in diese Vereine schicken wollen und damit zu einer Verschärfung der Situation beitragen. Das liegt aber auch daran, daß für ausländische Kinder in den Nachwuchsteams Sonderregelungen existieren, in den Kampfmannschaften jedoch die »Ausländerklausel« gilt, die nur den Einsatz von zwei bzw. drei ausländischen Spielern erlaubt.

Überraschenderweise zeigten sich in den Interviews und auch nachher kaum Unterschiede zwischen den Stars der Bundesliga und den geduldeten Ausländern in den Unterligen. Die gefeierten Stars haben oft mit den gleichen Problemen zu kämpfen

sonst in vielen Fällen unterbleibt und so die gegenseitigen Vorurteile wachsen läßt. Die Untersuchung zeigte in ihrer Widersprüchlichkeit deutlich, daß bei allen Beteiligten Unsicherheit die statischen Vorurteile ersetzt hat. In welche Richtung diese Unsicherheit führen wird, hängt freilich von Faktoren ab, die größtenteils außerhalb des Fußballs liegen.

Insgesamt kann festgestellt werden, daß allein die unterschiedlichen Aussagen bereits darauf hinweisen, daß (nicht nur) in den Fußballvereinen die Einstellung zu Ausländern in Bewegung geraten ist. Dies liegt sicherlich daran, daß aufgrund des direkten Kontakts und des gemeinsamen Zieles



Sprüche der sogenannten Fans anzuhören.

Da gibt es aber auch noch eine dritte Ebene: den Fußballverein selbst und seine geschworene Gemeinschaft, das Team. Geht man davon aus, daß viele der gegenseitigen Vorurteile zwischen sogenannten In- und Ausländern auf Vorurteilen beruhen und am besten durch persönliche Kontakte auszuräumen wären, könnte doch der Fußballverein einen Musterfall von Integration abgeben, freilich einen nicht verallge-

nämlich den sportlichen Sieg. Es geht dabei nicht nur darum, daß dem Sport eine hohe Integrationsfähigkeit zukommt, weil das zugrundeliegende Regelwerk überall auf der Welt gleich oder nahezu ident ist, sondern auch darum, daß der Fußball aufgrund seiner hohen Beliebtheit in kurzer Zeit ein Klima des Einverständnisses, der Sympathie und der Gemeinsamkeit schaffen kann, auch deshalb, weil sich Sprachbarrieren vergleichsweise leicht überwinden lassen. Wie in jedem Teamsport sind die



wie die Ausländer in den unteren Klassen und auch die Kinder und Jugendlichen, »Gastarbeiter« der zweiten und sogar dritten Generation, die bereits von klein an in Wiener Nachwuchsmannschaften spielen.

Der Fußball ist also kein Beispiel erfolgreicher Integration, sondern vielmehr ein Spiegelbild anderer gesellschaftlicher Bereiche. Wozu der Fußballsport lediglich beitragen kann, ist der Beginn einer Auseinandersetzung und eines Kennenlernens, das

manche gegenseitigen Einschätzungen und Vorurteile nicht mehr aufrechtzuerhalten sind. Eine Diskussion, die in Bewegung gerät, sagt freilich noch nichts über die Richtung aus, in die sie sich fortsetzen wird. ■

Dr. Matthias Marschik, freier Sozialwissenschaftler, und Alexandra Kordik, Psychologiestudentin (z.Z. Diplomarbeit über dasselbe Thema), führten das erwähnte Projekt am Institut für Angewandte Psychologie der Uni Wien durch.



## Eine Sequenz Vaterhaus: Das Morgenintervall der Zivilisation

von **Ercüment Aytaç**



**E**twas violett sind sie alle, Gehsteige für den halb vergessenen aufrechten Gang, Straßen für das Laufen, Tautropfen an den Windschutzscheiben der Autos, der Schatten der vergangenen Nacht auf dem kühlen Beton; violett im Anschluß an das Morgengebet, im Anschluß an eine Bemühung für das Innersten, die wohlduftende Mutternähe immer wieder aufzufinden, violett vor einem Versuch, Einblick in sein geruchloses Vaterhaus zu nehmen, vor dem Rückweg aus der quälenden Desillusion in die Heimat, vor dem Tor der Heimat, was immer sie ist, vor jenem Tor, von dem ich niemals wissen werde, von welcher seiner Seiten ich gekommen bin. Geruchlos das Vaterhaus, ja: Meine Sehnsucht nach meinen arglosen Kinderjahren bleibt mir bloß in Bildern, bloß im Kopf, nicht in der Nase, nicht in der Atemluft. (Man bringe Blumen für das Vaterhaus!) Violett: Der Anfang meiner längst angebrachten Besichtigung, der Anfang des Tageslichts, eben das Bild, das noch keines ist, meine Vorfreude eben, meine Ungeduld in Farbe!

Ja, ich hoffe.  
Ja, das Vaterhaus werde

ich heute Morgen sehen. Ja, ich werde sogar Blumen mitbringen. Ja, ich wohne hier; ich war immer schon ... gemeldet.

Meine langsamen Schritte zur U-Bahn-Station verbergen meine Ungeduld, bestätigen meine träge, achtsame Bewegung auf dem vibrierenden Boden. Achtsam? Wer? Vibriert der Boden tatsächlich? Oder wurden eine stille Unruhe in diesem Kontinent und die Unerläßlichkeit der zahmen Bewegung mir einfach eingeredet? Ist Mölln Europa? »Paß auf deinen Schritt auf!« Das Vaterhaus hat wohl mehrere Glieder, mehrere Köpfe mit Zunge! »Paß auf deine Schrift auf!« Keine Angst, mein Lieber!

Zwei Hände in den Jackentaschen. Zwei begabteste Instrumente für unzählige Dienste; diesmal auf der Suche nach einem Floristen. Auf sie ist Verlaß.

Zwei Augen auf Wache. Zwei begabteste Instrumente für unzählige, diffizile Berechnungen innerhalb von Millisekunden; diesmal auf der Suche nach einem Mitbringsel. Auf sie ist Verlaß.

Zwei Beine gehen an einer Kaserne vorbei.

Die Blume ist für dich. Sie ist für deine Kasernenkinder. Sie wachen um diese Zeit auf. Ich sehe Lichter an den Fenstern der Kaserne. Ich sehe Lichter, eingeschaltet, um die violette Stadt zu schützen.

Die katholischen, moslemischen, evangelischen, jüdischen Kinder schützen gemeinsam meine Stadt. Meine Brüder halten Wache in Europa. Ich sehe schon die U-Bahn-Station. Es war noch kein Blumengeschäft bisher.

Für den Lauf in die Stadt, für meine alltägliche Umarbung mit dem Morgen, bin ich bereits gehärtet, sitze straff; das violette Licht, das ich im Anschluß an das Morgengebet gesehen habe, wurde durch das prahlende weiße Licht des U-Bahn-Waggon hinausgedrängt; dort vielleicht ausgelöscht? Alles ist jetzt weiß, alles, was durch die Fensterscheiben in mich eindringend reflektiert wird, alles, was meine Augen mißhandelt, auch eure Gesichter: Die zwei Jungen, die vor mir sitzen, können ihre mit der Nacht schwer gewordenen Köpfe nicht mehr aufrecht halten. Eben stürzten sie herein durch die U-Bahntür, »eben waren sie Babys«, schwört mir meine Phantasie mit sehr viel Mühe.

Putzi.  
Mein Putzi.  
Ich strengte mich an. Ich strengte mich an.

Ich schaue sie an, sie schauen nirgends hin, das weiße Licht kann ihre halb offenen Augen nicht berühren, sie sind nicht an jenem Ort, an dem ich von mir behaupte jetzt zu sein. Alles gespielt, alles angeberisch? Ist Elend die ideale Aufreizung? Oder sind die Jungen doch echt? Eine Frau hält ein Baby, dieses da,

oder dich, schaut du mich an? In ihren Armen hält sie es, sie sagt liebevolle Worte in sein Ohr. (Oder ein Mann?) Wer entwickelt für das Baby so ein Gift, das alles, was später an seine Engelsjahre erinnern soll, abtötet? Wie so oft suche ich amateurhaft nach Anzeichen der Schuldigkeit der anderen. Anstrengend!

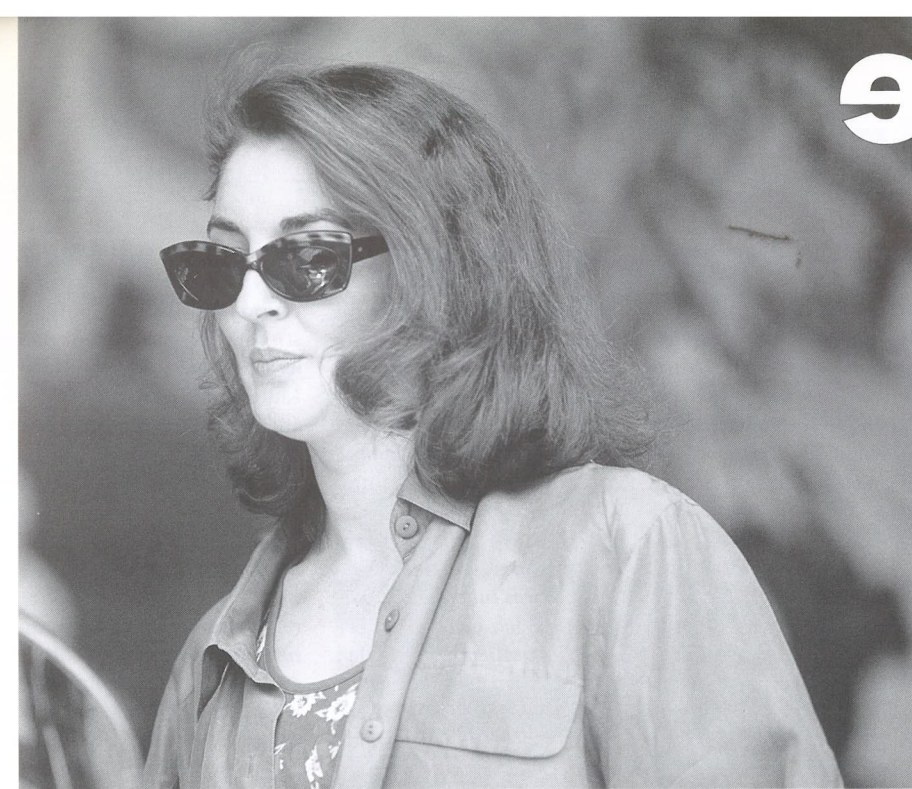
Sie sagen etwas. Die Silben stolpern auf ihren schweren Zungen. Ein Geldschein geht hin und her zwischen ihren zitternden Fingern, tönt sie zuerst grünlich, dann schwarz, zeigt offen sein unhygienisches Gesicht mit dem Stolz des Wahrzeichens meiner Zivilisation. Unhygienisch und vielleicht krank: Verängstigte Augen denken einen Moment an die bedrohliche Nähe von AIDS, nein, so nah sind wir doch nicht, oder? Blitzschnell bekommt das ganze Abteil Gänsehaut. Was ist, wenn sie aufstehen und zu nah kommen, um uns anzubetteln? Der Zug schaukelt doch!

Die beiden wollen tatsächlich etwas Geld, zuerst von mir, weil ich am nächsten zu ihnen sitze, dann von allen anderen, feigen, weisen, scheuenden Augen im Waggon. Wir, im Vaterhaus, werden belästigt und brauchen vielleicht polizeiliche Hilfe; wir wußten, daß es so kommen würde. Wir zahlen alle die ungerechte Strafe ein.

Am Ende eines Intervalls öffnen sich die automatischen Schiebetüren der Zivilisation.

Am Ende eines Intervalls steigen zwei schaukelnde, europäische Menschenkörper aus dem vorprogrammierten Waggon, die drinnen gebliebenen, straffen Menschenkörper atmen, ihre Köpfe schüttelnd, die restliche Luft im Waggon tief ein, versenken sich lautlos wieder in die lärmenden Schriften ihrer Sequenz. ■

Ercüment Aytaç lebt als freier Schriftsteller in Wien.



## Mit sanfter Stärke

Die Opferrolle liegt ihr nicht; darum geht Silvana Meixner auch nach dem Briefbombenattentat im Dezember des Vorjahres unbeirrbar ihren Weg.

von **Gabriele Müller-Klomfar**

»Erst war da ein Knall: So laut, daß ich ihn gar nicht bewußt wahrgenommen habe; und dann war alles rund um mich von Rauch und von einem glitzernden Splitterregen erfüllt. Auch heute noch habe ich das vor Augen, wenn ich sie schließe.«

Immer noch fällt es Silvana Meixner schwer, ihre Erinnerungen an das Briefbombenattentat am 3. Dezember 1994 in Worte zu fassen: Der feige Angriff aus dem Hinterhalt auf Leib, Leben und Menschenwürde macht sprachlos, und die immense psychische Erschütterung muß erst einmal verarbeitet werden: »Ich habe bis heute noch niemandem alles erzählen können, was damals in mir vorging! Es geht einfach nicht, damit muß ich selbst fertig werden!« Die selbstverordnete Schocktherapie startete mit ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus, als ihr erster Weg sie schnurstracks wieder an den Ort des Geschehens in der Minderheitenredaktion am Königberg führte: »Mir war klar, ich

muß einfach dorthin, wo es passiert ist, die Spuren sehen usw., um dann von dort aus wieder neu anzufangen. Das war für mich der einzige Weg!« Die rein körperlichen Blessuren sind immer noch nicht gänzlich ausgestanden: Schwere Gesichts-, Brust- und vor allem Handverletzungen (sie erlitt unzählige Bänderrisse und Knochenbrüche und verlor die Kuppe ihres linken Mittelfingers) machten mehrere komplizierte Operationen notwendig, die Reste des von ihr eingangs beschriebenen Splitterregens eitem bis heute aus ihrer Haut. Und dennoch: Das Kraft- und Energiepotential der starken Sanften mit der mediterranen Seele scheint ungebrochen, denn für Silvana Meixner ist klar, daß sie den eingeschlagenen Weg im Zeichen der Völkerverständigung »jetzt erst recht« unbeirrbar weitergehen wird.

**Ein Mädchen aus Dalmatien**

Der Weg begann in den späten Fünfzigern, als Klein-Silvana als Einzelkind mitten

heit in Kroatien, hatte bereits als Jazzmusiker in Wien Fuß gefaßt, und so zog es auch Silvana hierher.

»Wer eine Stadt liebt, nimmt sie auch ernst!«

»Der Anfang hier war für mich nicht leicht; das einzige deutsche Wort, das ich damals beherrschte war 'Schildkröte', und damit kommt man in Wien ja bekanntlich nicht weit!«, schmunzelt sie heute noch über erste Artikulationschwierigkeiten in der neuen Heimat, die dann aber aufgrund ihres Sprachtalents sehr bald beigelegt waren. »Ich liebe Wien: wegen seiner Architektur, seiner kulturellen Geschichte und weil diese Stadt so ein unglaublicher Schmelztiegel verschiedenster Nationalitäten und Kulturen ist.« Nur manchmal, wenn sie die Augen schließt, fehlt ihr noch ein bißchen das südliche Flair ihrer alten Heimat: Menschen, die gemütlich plaudernd vor ihren Häusern oder auf den weitläufigen Balkons sitzen, sich spontan zusammenfinden, um ihre Acappella-Gesänge anzustimmen, das Flattern frischgewaschener Wäsche im Wind und der Lärm spielender Kinder. Darum liebt sie es auch, durch die Wiener Märkte zu schlendern, wo das Leben noch bunt, laut und pulsierend ist. »Es war ein Schock für mich, daß hier so viele alte Leute allein leben. Der Wiener, sagt man, raunzt gern: Kein Wunder, daß es hier so überdurchschnittlich viele 'Grantler' gibt, wenn sie jeden Tag allein in ihren vier Wänden sind.« Sich diese Stadt in manchen Dingen etwas offener zu wünschen, ist die legitime Kritik eines Menschen, der gerne und bewußt in ihr lebt: »Wer eine Stadt liebt, nimmt sie ernst und dadurch Realitäten wahr! So vieles ist hier nur Fassade, man schaue sich nur viele der alten Häuser an: außen neu verputzt, innen Zerfall!«, erzählt sie von erschütternden Erkenntnissen während der letzten Wohnungssuche, die dann



allerdings doch von Erfolg gekrönt war. Besonderer Grund zur Freude: »Endlich hab' ich wieder einen Balkon samt Baum davor; er ist zwar winzig, aber einen Stehkaffee kann ich draußen trinken!«

## Moderatorin der ersten Stunde

Die Minderheitensendung »Heimat, fremde Heimat« ist (nach Sohn Lucca, versteht sich) Silvana Meixners liebste Kind, war sie doch bereits mit von der Partie, als das Projekt noch im Planungsstadium war und die Redaktion noch in den Kinderschuhen steckte. Fazit nach über fünf Jahren engagierter Mitarbeit und dem überlebten Mordversuch: »Ich habe für diese Sache gelebt und tue das auch heute noch! Wenn man echten Enthusiasmus entwickelt und an eine Idee wirklich glaubt, dann geht das nicht so schnell vorbei!« Anfangs eigentlich »nur« als Redakteurin im Team, ließ sie sich damals breitschlagen, die Pilotsendung »ausnahmsweise« auch als Moderatorin zu betreuen. Wie so viele Ausnahmen bestätigte auch diese die Regel: »Bekanntlich moderiere ich ja bis heute. Und das mit Erfolg, wie man sieht!«, beweist sich Silvana als Frau mit Galgenhumor und winkt mit ihrer verletzten Hand, um gleich wieder ernst zu werden: »Ich habe es immer als wunderbare Aufgabe empfunden, die Menschen für andere Kulturen zu interessieren und mich für die Minderheiten in diesem Land – mit seiner immer schon multikulturellen Geschichte – einzusetzen!« Ihre Zukunftsvision einer funktionierenden, multikulturellen Gesellschaft ist von Realitätssinn und Toleranz geprägt: »Es geht nicht darum, daß wir uns heiß und innig lieben und alles miteinander teilen müssen. Aber wir sollten endlich lernen, uns gegenseitig zu akzeptieren, zu tolerieren und friedlich nebeneinander zu leben.« Bestes Beispiel für die Lebbarkeit fried-

licher Koexistenz findet sie in der Minderheitenredaktion selbst: »Es ist ein großes Glück, mit so vielen klugen, lieben, engagierten Menschen zusammenarbeiten zu dürfen: Menschen aus verschiedensten Ländern und Kulturen, die alle gemeinsam an einem Strang ziehen. Da wird Arbeit zum Erlebnis.«

## Ohne Angst in die Zukunft

Silvana Meixners berufliche Zukunft wird auch weiterhin der völker- und kulturverbindenden Medienarbeit gehören. Die große Zahl der zutiefst betroffenen Reaktionen seitens der Bevölke-

lung haben das erschütterte Sicherheitsgefühl der überzeugten Neo-Österreicherin in diesem Land wieder gefestigt: »Angst kann ich mir nicht leisten, denn sie lähmt. Darum werde ich meine Ängste bekämpfen, wann immer sie auftreten.« Nach ihren Gefühlen den Attentätern gegenüber befragt, findet sie die Antwort rasch und knapp: »Wer so was tut, kann mir nur Leid tun! Ich denke, daß der Anschlag mit mir persönlich gar nichts zu tun hatte. Wir, die sogenannten Briefbombenopfer, waren alle im Grunde Ersatzziele: Da hatte jemand etwas gegen die Demokratie in

diesem Land!« Daß die zeitgeschichtlichen Umbrüche und das Aufkeimen populistischer Strömungen in den letzten Jahren das politische Klima im Land merklich verändert haben und so mancher hiesige Durchschnittsbürger ausländerfeindlich vor sich hingrantelt, beunruhigt sie nur bedingt, wenn sie auch zur vermehrten Hellhörigkeit und Vorsicht mahnt: »Wer verbal Dampf ablassen kann, tut so schnell nichts Schlimmes. Ich fürchte mich nur vor stillen Massen: Die sind leicht zu bewegen!«

Gabriele Müller-Klomfar

## »Schrille Stille«



**K**inder im Krieg: verbundene Seelen, verschüttete Jugend, geknickte Lebenskraft. Ein ebenso komplexes wie tränenreiches Thema, das Felix Mitterer, einen der bedeutendsten lebenden Dramatiker Österreichs, zu seinem ersten Theaterstück für Kinder inspiriert hat: »Das Fest der Krokodile« wurde gemeinsam mit den SchauspielerInnen des Kinderkunstprojekts »Schrille Stille« (Eva Billisich, Verena Vondrak, Andreas Moldaschl, Stephan Rabl und Hubertus Zorell) nach intensiven

Gesprächen mit Schulkindern zum Thema Krieg erarbeitet. Inszeniert wird es von Elisabeth Makepeace-Vondrak.

Fundament der Idee war ein Bericht in der Zeitschrift GEO (7/93): Darin wird ein Kinderbetreuungsprojekt unter der Patronanz der UNICEF im ehemaligen Jugoslawien geschildert, das den unter »Kriegsneurose« (PTSD = Post Traumatic Stress Disorder) leidenden Kindern Therapie und Linderung bringen soll. »Sie [die Psychologen] wollen Pflöcke einschlagen und mit dem Irrtum aufräumen,

daß schon die Abwesenheit von Granaten die Wunden in den Seelen heilt« (DER SPIEGEL, 38/1993). Ein Irrtum, dem nun auch das Theater »Schrille Stille« zu Leibe rücken will. Erklärtes Projektziel ist es, Kindern und Jugendlichen »Freiräume für ihre Innenwelt« und Perspektiven zum Umgang mit der destruktiven Wirklichkeit zu schaffen. Gerade wegen der ernsthaften Thematik waren Autor und Ensemble um eine kindgerechte Umsetzung bemüht, in der nonverbale, poetische, bildhafte Szenen und auch komödiantische Elemente nicht fehlen dürfen. »Das Fest der Krokodile« ist für Kinder ab 8 Jahren empfehlenswert und vom 1. bis 20. November 1994 in Die Theater Künstlerhaus (Tel.: 0222/587 05 04-20) zu sehen. Ergänzend dazu soll ein dichtes Rahmenprogramm (Lesungen, Präsentationen von themenspezifischen Kinderaufsätzen, Aktionen, Podiumsdiskussionen etc.) die Vielschichtigkeit der Problematik tiefer ins Bewußtsein rücken. (Sponsoren werden noch gesucht. Näheres unter Tel.: 0222/56 02 01.)

Gabriele Müller-Klomfar

## Weltmusik im Augarten

**A**m 10. und 11. September fand das diesjährige »Fest der Völker« statt – die inzwischen glücklicherweise zur Tradition gewordene Veranstaltung des Aktionsradius Augarten. Neben dem professioneller denn je zusammengestellten Musikangebot fiel heuer die große Publikumsbegeisterung auf. Die VeranstalterInnen können sogar einen Rekord melden: 30.000 BesucherInnen kamen Freitag und Samstag in den Augarten.

Am ersten Tag empfängt uns der Bunker im Augarten mit seiner von Bomben zerstörten Fassade und den unzähligen Tauben, die über ihn kreisen, in ihm hausen. Von weitem sind schreiende, tobende, klatschende Kinder zu vernehmen. Wir nähern uns und erblicken Gerhard Reiter im großen Kreis von Kindern: Trommelnd vermittelt er ihnen das Rhythmusgefühl, auch außereuropäischer Provenienz. Die Kinder klatschen nach und mit, ihre begeisterten Eltern auch. Wir gehen durch die Menge der BesucherInnen, hören von rechts und links die Musik der Völker, die, vermischt mit dem olfaktorischen Element von Kebab, Würstel und Spanferkel, von den zahlreichen Ständen der Völker zu uns dringt. Dies ist gleichsam das Wahrzeichen des Festivals im Augarten: Nicht allein auf das Bühnengeschehen kommt es hier an, sondern hauptsächlich auf das Drumherum der Stände und des Rahmenprogramms.

Was nicht heißen mag, daß die Bühne dünn besiedelt ist: Das jüngste Ereignis der österreichischen Weltmusikszene, Ziryab (unter Mitwirkung des besagten Gerhard Reiter), geigt orientalisch auf, wird hin und wieder von einer exzellenten Oriental-Tänzerin begleitet und besticht u.a. durch das virtuose Ud-Spiel des Tunesiers Dhafer Youssef. An-

schließend versucht Reiter, den Erwachsenen ein bißchen Rhythmusgefühl zu vermitteln. Dann kommt ein Abori-

Am zweiten Tag wird das Hauptprogramm mit weiteren Beispielen aus der Weltmusik fortgesetzt: Da spielen die



gines ganz spontan auf die Bühne, um seinem Bambusrohr faszinierende Melodien zu entlocken.

Oatn'ner Seitelpfeiffer aus dem Salzkammergut und die ägyptische Band Sharkiat; die Gruppe Kakilampe bringt

Traditionelles aus Westafrika, Madagaskar, dem Orient, Europa, Lateinamerika und der Karibik. Highlights in der langsam einbrechenden Dunkelheit sind Timna Brauer & Elias Meiri Band und anschließend die westafrikanische Gruppe Farafina. Während ersterer durch die – wie immer – virtuos gebrauchte Stimme Brauers und durch außerordentliches Können der Instrumentalisten das Publikum erobern, tun es die Afrikaner – wie immer – durch ihre Rhythmen. Wir tanzen im einsetzenden Regen und schließen das Fest der Völker ab, gemeinsam mit den anderen, Hunderten von BesucherInnen, denen das Nachhausegehen ebenso schwer fällt. Ein gelungenes Fest. ■

Mehmet Emir

## Minderheiten Kultodrom

Das 6. Internationale Folk-Festival Mistelbach im Zeichen des Minderheitenjahres

**D**as Festival begann mit der Gruppe French Alligators auf der Harlekin-Bühne, genannt nach dem Café Harlekin in der Fußgängerzone. Das Hauptprogramm, das Gruppen aus Brasilien, Frankreich, China, Irland, Schottland, Deutschland und Gambia umfaßte, fand – wie angekündigt bei jedem Wetter – in einem Großzelt statt. Dennoch ließ sich das Septemberwetter verspüren, wenn auch in einem anderen Bereich: Das ans Festivalgelände angrenzende Freibad mußte leer bleiben.

Ein nicht-musikalischer, aber sehr bedeutender Protagonist des Festivals war »Guinness«, das irische Bier: Nicht nur

als Sponsor machte sich das dunkle Wohltuende in den drei Tagen spürbar. Rund um das Zelt wurden auch allerlei handwerkliche Kunststücke zum Kauf angeboten. Den diesjährigen Schwerpunkt des Festivals bildete das Stichwort »Minderheiten«. Zwar konnten wir keine »minderheitenspezifischen« Programmpunkte feststellen, die Vielfalt des Musikangebots und die Tatsache, daß FolkmusikerInnen und Folkfreaks eine – glückliche – Minderheit darstellen, verliehen aber dem Minderheitenbegriff als Schwerpunkt Gültigkeit.

Es war ein durch und durch sehr gut organisiertes Festival,



das mit international bekannten KünstlerInnen und Gruppen aufwartete. Als Highlights des Festivals erwiesen sich neben Tupi Nago (eine brasilianische Gruppe mit perfekt gespielten Afro-Rhythmen, die das Tanzbein der FestivalbesucherInnen zum Schwingen brachten) der chinesische Flötenvirtuose Guo Yue mit seiner Band, der auch bei der letzten CD von Peter Gabriel mitwirkte. Das Tiramakhan Ensemble aus Gambia präsentierte die klassische Kora-Musik.

Tanz- und Perkussionworkshops, ein Frühschoppen und eine Folk-Messe rundeten das Festival ab – nicht zu vergessen sind die Nächte, die im Café Harlekin mit verschiedenen MusikerInnen bis in die frühen Morgenstunden »verlängert« wurden. Da es für jeden menschlichen Körper ziemlich aufwendig ist, nach solchen drei Tagen wieder halbwegs zu funktionieren, mußten wir zurück nach Hause – auch, weil das Festival schon zu Ende war. ■

Mehmet Emir



## Trauermarsch zum Asyl- und Aufenthaltsgesetz



Am 1. Juli 1993 trat das (neue) Aufenthaltsgesetz in Kraft, das (neue) Asylgesetz beschämte uns schon ein Jahr früher. Diesen »Geburtstag« nahm die Initiative Minderheitenjahr zum Anlaß, nochmals daran zu erinnern, mit was für inhumanen und undemokratischen Gesetzen die PolitikerInnen dieses Land beglückt hatten; Gesetze, die Menschen zu »Fällen« erniedrigen, ihnen die mühsam erkämpfte neue Heimat rauben,

Familien auseinanderreißen und Menschen, die Österreich als letzte Hoffnung vor Verfolgung, Folter und Tod sehen, einfach die Tür vor der Nase zuschlagen. Das Motto (nicht nur von der Haider-FPÖ vorgegeben!): *Das Boot ist voll!*

Aber diese Gesetze machen auch verfassungskonforme, rechtsstaatliche Verfahren unmöglich. Sie dienen lediglich dazu, Ewiggestrige, undemokratische Kreise zu beruhigen und die Betroffene

## Erste Briefmarke der Volksgruppen und Minderheiten

Der Wunsch einiger, in Österreich lebender Volksgruppen, eine eigene Briefmarke zu bekommen, ist Wirklichkeit geworden. Die Sonderpostmarke »Volksgruppen und Minderheiten in Österreich« wurde im Wiener Rathaus präsentiert. Die Post hat zu diesem Anlaß ein Sonderpostamt eingerichtet; Andrea Butler hat aufgrund der Initiative des Ukrainischen Briefmar-

sammlervereins in Österreich einen Sonderstempel entworfen.



290.000 Mal wird die österreichische Post das winzige graphische Werk von Valentin Wurmitsch – mit der Botschaft des Zusammenlebens der Minderheiten mit der Mehrheitsbevölkerung – vor der Aussendung stampeln. pb

nen, AsylantInnen und AusländerInnen, zu verunsichern, sie das Fürchten zu lehren.

Da Reden, Diskutieren und Fordern der Öffentlichkeit und Medien seitens vieler Organisationen und Personen leider nichts bewirkt hatten, rief die Initiative Minderheitenjahr, in Kooperation mit dem Antifa Komitee, am 1. Juli 1994 zu einem Trauermarsch auf. 65 weitere Organisationen – denen hier nochmals gedankt sei – unterstützten den Aufruf. Fast 1.000 Menschen kamen! Auch wenn sich viele – (wahrscheinlich)

wegen der Hitze – schon vor dem offiziellen Schluß (am Stephansplatz) in den Schatten retteten, bewegte sich der friedliche Zug, angeführt von einer Trauermärsche spielenden Band, vor das Parlament, um dort einen Trauerkranz niederzulegen. Auch vor dem Bundeskanzleramt und dem Innenministerium wurden Kränze niedergelegt. Also an Orte, von wo aus man/frau ruhig die Auswirkungen dieser Gesetze beobachtet – sich die Augen und Ohren zuhaltend!

Auch wenn sich nicht alle über die Form der Aktion einig waren (immerhin wollten oder konnten manche Organisationen die Aktion nicht unterstützen), war der Trauermarsch ein Signal, ein Zeichen der Solidarität; stiller Widerstand. Nicht mehr und nicht weniger! hk

## Am Anfang war der Kolaric

I haß Kolaric, du haßt Kolaric – warum sagns zu dir Tschusch?« stand auf dem berühmten Plakat aus den 70er Jahren. Seither sind mehrere ähnliche Plakate entstanden, alle gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus gerichtet – manche sind in Erinnerung geblieben, manche in der Hektik der Alltagspolitik untergegangen.

Die Initiative Minderheitenjahr hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Meilensteine des gemeinsamen Auftretens gegen Fremdenfeindlichkeit und für Minderheiten in Österreich für eine Wanderausstellung »auszugraben« und zusammenzustellen. Künstlerisch wertvolle Plakate aus drei Jahrzehnten sollen den Kampf gegen Rassismus dokumentieren und dabei die Mehrheit und die Minderheiten gemeinsam gegen Rassismus motivieren. Die Sammlung wird in der zweiten November-Hälfte im Parlament –

unter Ehrenschutz des Nationalratspräsidenten und im Beisein vieler PolitikerInnen und JournalistInnen – eröffnet, um in weiterer Folge auf ihre Reise in andere Bundesländer zu gehen.

Die Wanderausstellung »Am Anfang war der Kolaric« kann von Organisationen und VeranstalterInnen angefordert werden. Nähere Information: Doris Kaiserreiner, Tel.: 0222/586 12 49-12 (IMJ-Büro Wien) hg



Foto: S. Liewehr

## Ausgleich und Versöhnung

von Ursula Hemetek

Verleihung des Walter-Deutsch-Preises im Minderheitenjahr



Er ist 18 Jahre alt. Es ist Sommer – August 1977 – das Leben ist schön: Er hat eben maturiert. Es war für ihn ein bißchen schwerer als für andere, das Reifeprüfungszeugnis zu bekommen. Er mußte selbst Geld verdienen in seiner Schulzeit in Klagenfurt, denn seine Eltern waren nicht reich und die staatliche Unterstützung reichte nicht aus. Nun steht er mit Freunden am Rande einer Wiese, in Bleiburg/Pliberk – es ist gerade Volksfest. Er steht auf einem privaten Grundstück. Dort ist eine zweisprachige Ortstafel aufgestellt, auf der zu lesen ist: »Bleiburg/Pliberk«. Die beiden Namen auf der Tafel sollen die Zweisprachigkeit, das über Jahrhunderte gewachsene Miteinander zweier Kulturen in einer Region, nämlich Südkärnten, darstellen.

Der Maturant, Engelbert Logar, ist Österreicher, aber er unterscheidet sich von manchen anderen Österreichern dadurch, daß er neben Deutsch auch Slowenisch spricht, denn das ist die Sprache seiner Eltern. Er ist zweisprachig, so wie die Ortstafel auf dem Grundstück. Die Menschen, die bei dieser Tafel stehen, sind unruhig. Sie haben gehört, daß sie gewaltsam von der Gendarmerie entfernt werden soll. Jugendliche binden sich mit Seilen an der Tafel fest, um zu verhindern, daß sie weggerissen wird. Die Polizei rückt an, mit etwa 50 Mann. Mit dabei sind Demonstranten, etwa 150 Menschen, die Parolen wie »Tschuschen, verschwindet's, über die Karawanken mit euch!« schreien. Die Seile werden durchgeschnitten, die Jugendlichen leisten nur passiven Widerstand, die Tafel fällt.

Obwohl Engelbert Logar in Österreich geboren und aufgewachsen ist und seine Familie seit etwa 200 Jahren im Kärntner Jauntal lebt, fühlt er, daß diese Parolen, diese Aktion auch gegen ihn gerichtet sind, denn er ist Kärntner Slowene. Dieses Ereignis im Jahre 1977 hat sich tief in die Erinnerung des jungen Mannes eingegraben. Deshalb erwähnt er es auch bei einer Rede im August 1994.

Engelbert Logar hat inzwischen sein Studium der Musik und Geschichte abgeschlossen und ist ein erfolgreicher Ethnomusikologe geworden. Der Anlaß für seine Rede ist die Überreichung des »Walter-Deutsch-Preises 1994« durch den Bundesminister für Wissenschaft und Forschung, Vizekanzler Dr. Erhard Busek. Dieser Preis für Verdienste auf dem Gebiet der Volksmusikforschung wird 1994 erstmalig verliehen. Der Namensgeber ist der emer. o. Prof. Walter Deutsch, der 1965 das Institut für Volksmusikforschung gründete und es bis 1991 auch leitete. Derzeit ist er Präsident des Österreichischen Volksliedwerkes, und aufgrund seiner großen Verdienste erhielt dieser Preis seinen Namen. Es ist in ver-

schiedener Hinsicht von großer Bedeutung, daß Engelbert Logar der erste Träger dieses Preises ist. Er setzt sich in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit seit Jahren mit dem slowenischen Volkslied in Kärnten auseinander. Er tut dies nicht nur auf dem Papier, er versucht durch seine Publikationstätigkeit und Öffentlichkeitsarbeit zu bewirken, daß das aufgezeichnete Material seinen Weg zurück zu den Sängern findet. Er arbeitet nicht nur bewahrend, sondern auch innovativ. Seit 1986 ist er Lehrbeauftragter am Institut für Musikethnologie der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Graz.

Hier ist ein verdienter junger Wissenschaftler für seine außergewöhnliche Tätigkeit ausgezeichnet worden. Es ist aber auch – im Minderheitenjahr 1994 – ein Angehöriger einer Minderheit ausgezeichnet worden, und zwar für seine Tätigkeit im Minderheitenbereich. Als Kärnt-

ner Slowene nimmt Engelbert Logar diesen Preis entgegen. Seine Rede zur Preisverleihung ist zweisprachig, und er spricht davon, was er damals, 1977, erlebte. Er spricht aber auch davon, daß Wunden heilen können. Das Gefühl bei dem Anruf aus Wien, der die Verleihung ankündigte, beschreibt er so: »Der Preis, der kommt aus einer anderen Welt.« Diese »andere Welt«, die er oft als feindlich erlebt hat, hat für Engelbert Logar nun eine andere Dimension bekommen. Er spricht immer wieder davon, daß man das Positive am Anderen sehen und hervorheben muß und daß die einzelnen Menschen einander verstehen lernen müssen.

Die Verleihung des Preises an Engelbert Logar ist ein außergewöhnlicher und großer Schritt in diese Richtung. Wir gratulieren dem Preisträger und jenen, die diese Entscheidung getroffen haben!



# Multikulturalität in Geschichte und Gegenwart

Stadtführungen als interkulturelles Bildungs- und Multiplikatorenangebot. Ein Projekt des Wiener Integrationsfonds

## Alte und neue Minderheiten in Wien

Seit Mai 1994 gibt es in Wien Stadtpaziergänge besonderer Art: Stadtführungen zu alten und neuen Minderheiten, die die Geschichte und Gegenwart, die Kultur und Atmosphäre dieser Stadt mitgeprägt haben. Inhaltlicher Schwerpunkt einer Führung ist jeweils eine Minderheitengruppe. Von der Spurensuche in der Vergangenheit ausgehend, werden Informationen zu Sprache, Kultur, insbesondere Musik, Literatur, Kunst, Religion, Familie, Situation der Frau, soziale Lage, Klischees, Vorurteile etc., damals und heute, mit ganz konkreten Beispielen vermittelt – bis zur Minderheitensituation in der Gegenwart.

Für die Erarbeitung der Führungen wurde als erster Schritt Kontakt mit VertreterInnen der jeweiligen Minderheitengruppen aufgenommen und das jeweilige Projekt nur nach Rücksprache und in Kooperation mit den Gruppen erarbeitet. Es folgten genaues Literatur- und Quellenstudium und die Recherche der Orte, an denen Geschichte festzumachen ist. Die Stadtführungen werden begleitet und nachbetreut, Reflexion und Evaluierung sowie ein Erfahrungsbericht über den Verlauf runden das Projekt ab.

Was will der Wiener Integrationsfonds erreichen, was sind die pädagogischen Intentionen dieses Projekts? Die Projektverantwortlichen hoffen, mit den gebotenen Informationen Neugier (nicht Voyeurismus!) für das »Fremde« zu wecken, dazu beizutragen, Gemeinsamkeiten – bei Akzeptanz der Unterschiede – zu erkennen, Klischees zu demaskieren und Vorurteile abzu-

bauen. Breite Bevölkerungsgruppen sollen angesprochen und erreicht werden, auch solche, die an interkulturellen Bildungsangeboten sonst nicht teilnehmen. Zielgruppen sind:

- Alle WienerInnen mit in- und ausländischem Paß
- Wien-BesucherInnen
- Personengruppen aus pädagogischen und sozialpädagogischen Arbeitsbereichen
- Jugendliche
- InformationsvermittlerInnen

Der Stadtpaziergang wird durch eine Literaturdokumentation zum Thema ergänzt, die nach Bedarf PädagogInnen und MultiplikatorInnen zur Verfügung gestellt wird. Die Führung ist offen für Anregungen und kann individuell nach den Informationsbedürfnissen der jeweiligen Zielgruppe verändert werden.

Die 1. Interkulturelle Stadtführung, die seit Mai angeboten wird, widmet sich dem Thema:

Vom »Zigeunerbaron« zur Roma-Wirklichkeit – Gestern Operettenklischee, heute anerkannte Volksgruppe. Über die dauernde Faszination des »Zigeunerischen« in der Musik.

Inhalt: Hinterfragen des Begriffs »Zigeuner«, Menschen zwischen Kriminalisierung und Verkitschung. Roma und Sinti in der österreichischen Geschichte: unter Karl VI., Maria Theresia, Joseph II. (von Verfolgung und »Ausrottung« zur Zwangsansiedlung, Assimilierung – vom Schulzwang bis zum Schulverbot für »Abschaum« 1939). Im 19. Jh. Zielgruppe für Romantisierung, Operettenklischees und Exotismus (Operette als Mas-

senmedium). In der Zwischenkriegszeit Registrierung, 1939–1945 systematische Vernichtung (»Komm Cigany, arbeite mir was vor«). Nach 1945 keine Lobby (Wiedergutmachung?!). Heute noch »ein Leben im Verborgenen« – zaghafte Öffnung im kulturellen Bereich. Ab 16.12.1993: Sechste anerkannte Volksgruppe Österreichs! Musikbeispiele und Zitate aus Originaldokumenten.

Tour: Café Central, Herrengasse (Zuzug der ersten Roma in Wien durch die Porta Hungarica), Musiksäle (Spuren der »Zigeunermusik« im 19. Jh.), Bankgasse, Palais Batthyány und ungarische Botschaft (18. Jh.), Minoritenplatz (Minderheitenfragen), Minoritenkirche (Kultur, Bräuche, Musik, Religion), Josefsplatz (Erzherzog Josef: Zigeunergrammatik, Erzherzog Rudolf: Integrationsansätze) Albertinaplatz, Hrdlickadenkmal (Vernichtung im Nationalsozialismus), Staatsoper (Hinterfragen der Klischees).

Dauer: 1-1/2 Stunden, die Führungen finden bei jedem Wetter statt.

Treffpunkt: Wien 1, Café Central, Herrengasse – Ecke Strauchgasse

Preis: öS 110,- pro Person, öS 60,- unter 18 Jahren, Ermäßigungen für SchülerInnen, Lehrlinge, StudentInnen und Gruppen. Geförderte Spezialführungen für Personen in interkulturellen sozialen und/oder sozialpädagogischen Tätigkeitsbereichen

Weitere interkulturelle Stadtführungen sind in Arbeit.

Fixe Termine im November 1994, jeweils samstags um 15.00 Uhr:

- 5.11., 12.11., 19.11., 26.11.
- Informationen und Terminabsprachen, insbesondere für Gruppen: Elisabeth Prieß, Guide, Tel.: 02236/72 440 od. 0222/43 51 15 Mag. Astrid Pazelt, Wiener Integrationsfonds, Tel.: 403 66 45/12

ap

## Zores aus dem rechten Eck

Poldi Huber, Lebenskünstler und Ehemann einer erfolgreichen Gemüsetandlerin auf dem Wiener Naschmarkt, betätigt sich in seiner ausgedehnten Freizeit (wenn er nicht gerade in einem der umliegenden Gast- und Kaffeehäuser hohlt) als Privatdetektiv. Tatkräftig und unkonventionell unterstützt er Chefinspektor Alberich Zwirger (der seinen ungewöhnlichen Vornamen der Begeisterung seines Vaters für das Dritte Reich verdankt) und dessen Mitarbeiter Charly Kogler bei Ermittlungen wegen Mordes und Totschlags – im Dunstkreis Ewiggestriger und auch ganz neuer Rechter ...

Die Wienerin Elfriede Semrau wagte mit ihrem literarischen Bucherstling (nach einem bewegten Leben als vierfache Mutter, Religionslehrerin bzw. -inspektorin und Verfasserin religiöser Lehrbücher) den Start ihrer dritten Karriere als Krimiautorin. Dabei gelang der umtriebigen Mittsiebzigerin ein atmosphärisch dichter Kriminalroman urwienerischer Prägung: »Zores aus dem rechten Eck« ist als Band 1 der neuen Krimi-

reihe »Giftmélange« im Wiener Frauenverlag erschienen und liest sich als vergnüglich gelungener Rundumschlag gegen Alt- und Neonazis, den rechten Kirchenflügel und ge-

gen moralinsaure Selbstgerechtigkeit überhaupt. gmk

Elfriede Semrau  
Zores aus dem rechten Eck  
Wiener Frauenverlag

## Die zweite Generation

Meine Eltern haben vor allem Neuen Angst und sie haben vor dem Gerede der Leute Angst. Die Elterngeneration hat Angst, alles zu verlieren, was ihre Kultur, ihre Werte sind. Sie haben auch Angst, daß die Töchter zu Österreicherinnen werden könnten. Ich lebe in Österreich in zwei Welten. Zu Hause lebe ich in einer anderen Welt als in der Schule oder auf der Universität. Ich habe Angst, aus dem Familienkreis, Freundeskreis meiner Eltern ausgestoßen zu werden« (Elif, 19 Jahre, Studentin).

»Die Zweite Generation« ist in diesem Jahr im Österreichischen StudienVerlag/Innsbruck erschienen und von Dr. Joseph Nussbaumer herausgegeben worden. Die Autorinnen Eveline Viehböck und Ljubomir Bratic versuchen, einen Überblick über die Lebenssituation

der sogenannten »Zweiten Generation«, den einheimisch gewordenen ausländischen Jugendlichen, die nach politischem Verständnis in Deutschland, Österreich und der Schweiz noch immer AusländerInnen sind, mit Hilfe von Interviews, Statistiken, Daten und Fakten zu Schule, Arbeitswelt und Demographie in eben diesen Ländern zu geben. Probleme wie Sozialisation, Identitätssuche und -findung, das Aufeinanderprallen verschiedener unterschiedlicher Kulturen, gesellschaftlicher Umgangsformen und wie die Jugendlichen versuchen, damit umzugehen, werden in dem Buch anhand verschiedener Ansätze beschrieben.

»Es gibt zwei Pole, zwischen denen sich die Migrantenfamilie bewegt: einerseits die patriarchale (autoritäre) Familie, andererseits die moderne (demokratische) Familie. Keiner der beiden Pole besitzt aufgrund der großen Veränderungen, die die Familie durch die Migration erfährt, eine klar umrissene und vollständige Struktur.«

»Die Zweite Generation« stellt nicht nur den geschichtlichen Hintergrund, verbunden mit der aktuellen Situation, dar, sondern bietet durch die vielfältige Darstellung von Generationskonflikten, vom Verständnis und Unverständnis im Migrationsland eine interessante, empfehlenswerte Lektüre bis zum Ende. ■

Eveline Viehböck  
Ljubomir Bratic  
Die Zweite Generation  
Innsbruck 1994, Österreichischer StudienVerlag

Annette Sonnwend

## Ein Buch wie Musik

Die Seele jedes Landes bilden die Menschen, die es bewohnen. In ihren Einzelschicksalen spiegelt sich die Geschichte ihrer Heimat authentisch wider. Wer die Seele Portugals auf literarischem Wege erspüren will, sollte den jüngst erschienenen Bucherstling der gebürtigen Steirerin und studierten Romanistin Ilse Pollack zur Hand nehmen: Gleich der musikalischen Essenz Portugals nennt er sich »Fado« (= Schicksal) und ist die Liebeserklärung der Autorin an jenes Land, in dem sie selbst acht Jahre lang gelebt hat. Mit Sensibilität und der bilderreichen Sprache des Südens zeichnet sie faszinierende

Menschenbilder: von Dieia, der Fischersfrau, deren Leben im gleichen Rhythmus wie das Meer atmet, vom Zigeunerkönig Inacio, den die aufgezwungene Königswürde beinahe in den Ruin treibt, vom Flußherzog, Patenkind des Wassermanns, der die Leichen aus dem Duoro fischt, und vom blonden Stierkämpfer Ernesto: Sprößling einer steirischen Bauernfamilie und doch tief in Portugal verwurzelt ... Kurzum: Ein Buch, das mit allen Sinnen gelesen werden will. gmk

Ilse Pollack  
»Fado«. Lebensbilder aus Portugal  
Otto-Müller-Verlag

## Musikalische Spurensuche

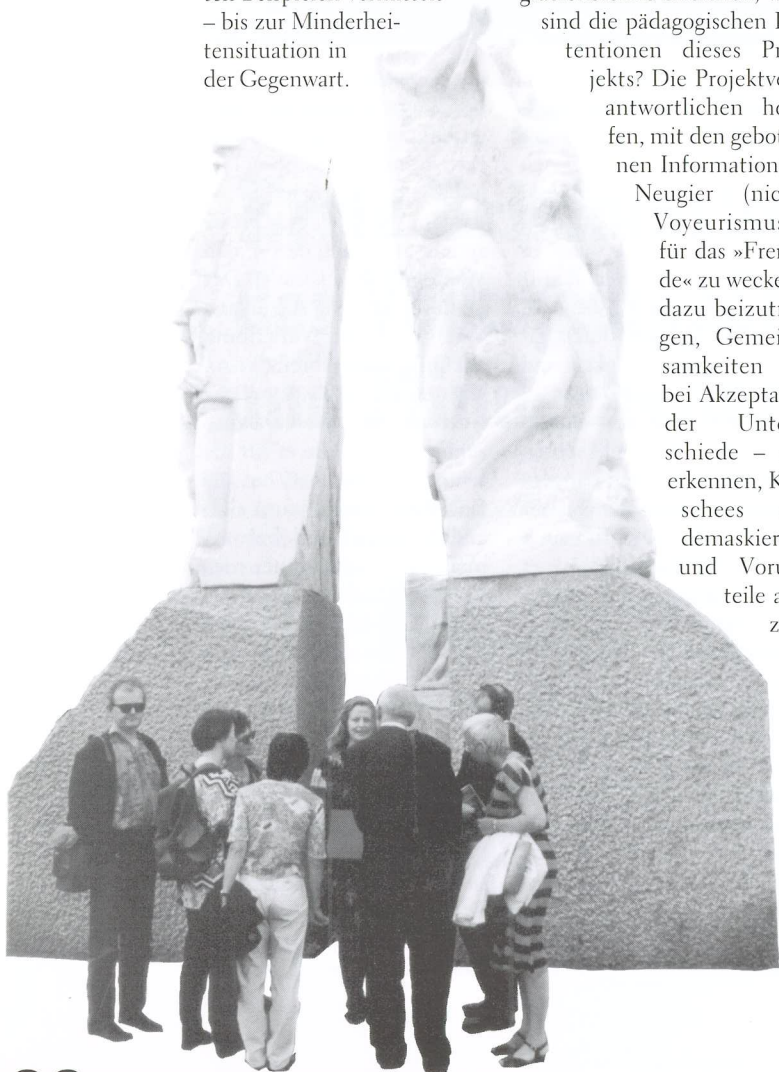
Gut 500 Jahre ist es her, daß die Sefarden aus Spanien vertrieben wurden und sich auf Herbergssuche in alle Welt zerstreuten. Einer ihrer Fluchtwege führte sie über Portugal, Amsterdam und Prag bis nach Wien; ein anderer über das Osmanische Reich ebenfalls hierher. Lena Rothstein hat sich in den letzten Jahren einen international bekannten Namen als Archäologin der Musik gemacht. Auch ihre neueste CD »Como la rosa« (»Wie eine Rose«) ist das Ergebnis intensiver Spurensuche nach sefardischem Liedgut. Die CD beinhaltet neben Materialien aus der – zum Teil noch unveröffentlichten – Liedersammlung der Hebräischen Universität in Jerusalem und der Radiostation »Kol Israel«, mündlich überlieferte Melodien, die sie bei sefardischen Familien in Israel aufspüren konnte. Gemeinsam mit ihrem fabelhaften »Ensemble S.P.H.A.R.A.D.I.M.« präsentiert sie die uralten Weisen in zeitgemäßem Arrangement.

## Jiddische Feinkost

Tscholent« ist ein jüdisches Eintopfgericht, das gerne am Schabbat serviert wird, weil man es lange bei kleiner Flamme schmoren lassen kann, ohne dabei die heilige Schabbatruhe zu stören. »Tscholent« ist auch der Titel der neuesten CD der Wiener Musikgruppe »Gojim« (Nicht-Juden). Nach ihrem politisch engagierten Programm, die der Musik gewordenen Trauer und Todesnähe in braunen Zeiten gewidmet waren, hat sich die sechsköpfige Gruppe nun der witzigen und fröhlichen Schätze des jiddischen Musik-erbes angenommen. ■

Lena Rothstein & Ensemble  
S.P.H.A.R.A.D.I.M.  
Como la rosa;  
Gojim Tscholent  
Beide im Vertrieb  
der »Extraplatte«  
1090 Wien, Postfach 2  
Tel.: 0222/310 10 84

Gabriele Müller-Klomfar





# Sinti und Roma gestern und heute

Auf dem italienischen Buchmarkt ist heuer ein neues Buch über die leidvolle Geschichte und die reiche Kultur der Roma und Sinti erschienen, das nun auch in deutscher Übersetzung vorliegt.



Im November letzten Jahres hatte ein bis dahin unbekannter Südtiroler Lokalpolitiker mit – die Zigeuner betreffenden – rassistischen Äußerungen weit über Landesgrenzen hinaus für heftigste Diskussionen gesorgt und ein regelrechtes regionales politisches Erdbeben ausgelöst. Auch die österreichische Presse berichtete ausführlich darüber.

Bei den Landtagswahlen, die im selben Monat stattfanden, erhielt derselbe Politiker die dritthöchste Stimmenanzahl für seine Partei und sitzt nun im Südtiroler Landtag.

Dieser Umstand mag wohl für die Mitglieder der »Gesellschaft für bedrohte Völker, Südtirol« mit ein Beweggrund gewesen sein, sich an die deutsche Übersetzung des Buches heranzuwagen – gleichsam als Stimme für ein anderes Südtirol.

Die Herausgeberin, Mirella Karpati, 1923 in Rijeka

geborene Pädagogin, beschäftigt sich schon seit Jahrzehnten mit diesem Themenkreis. Sie veröffentlichte bereits 1962 ihr erstes Buch mit dem Titel »Romano Them« (Die Welt der Zigeuner), und ist seit 1965 Chefredakteurin der interkulturellen Sinti-Zeitschrift »Lacio drom« (Lange Reise) in Rom. Ihr Ziel ist klar: Abbau von tradierten Vorurteilen und unbegründeten Ängsten der Gadje den Zigeunern gegenüber durch sachliche und fundierte Information.

Das kleine Format des Buches kommt dem Leser entgegen; es liest sich wie ein Handbuch. Die Beiträge der verschiedenen AutorInnen sind kurz, prägnant, büßen dabei aber nichts an Deutlichkeit ein.

Ein thematischer Schwerpunkt des Buches liegt bezeichnenderweise in der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit; ihm ist der erste Teil des Buches gewidmet. Karpati selbst schildert in den zwei Eingangsartikeln das erste Auftreten der Zigeuner in Europa, ihre Ausbreitung und die einsetzende Unterdrückung. Die Schilderung endet mit der Darstellung der faschistischen Politik im Italien Mussolinis.

Erika Thurner, namhafte österreichische Historikerin und Dozentin an der Universität Linz, beleuchtet in äußerst geraffter Form die »Zigeunerlösung« in der sogenannten »Ostmark«. Sie zeigt, wie viele Zigeuner in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg als Staatenlose galten und wie ihnen eine ange-

messene Kriegsschädigung verweigert wurde. Zu demselben Ergebnis kommt Tilmann Zülch, Gründer der weltweit operierenden Gesellschaft für bedrohte Völker, in seinem Bericht über die Zigeuner im Nachkriegsdeutschland. Auch dort dasselbe Bild: Ausgrenzung und fortgesetzte Verfolgung gehen Hand in Hand mit einer Tabuisierung des Holocaust, durch den zigtausende Roma und Sinti ihr Leben lassen mußten.

Er kommt wie Thurner zu dem offenkundigen Ergebnis, daß in Deutschland bis heute eine manifeste Verfolgung und subtile Ausgrenzung der Zigeuner vorherrschen, welche auch in einem demokratischen Rechtsstaat nicht halt machen und sich nicht bloß auf militante Rechtsextreme beschränken.

Trotzdem gebe es Anlaß zu Hoffnung, meint Monsignore Bruno Nicolini. Er ist nicht nur Priester und Philosoph, sondern auch Gründer des 1963 in Bozen ins Leben gerufenen Zigeunerhilfswerks. Nun leitet Nicolini das Zigeunerstudienzentrum in Rom. Obwohl kirchlicher Würdenträger, spart er der offiziellen Kirche gegenüber nicht mit Kritik. Er gibt zu, daß die Kirche in der Vergangenheit Fehler gemacht hat.

In den Synoden des 15. und 16. Jahrhunderts seien laut Nicolini jene Vorurteile und die damit verbundenen Unterdrückungsmaßnahmen den Zigeunern gegenüber begründet, welche die Politik der Kirche für Jahrhunderte bestimmten. Seit Papst Paul VI jedoch habe sich die Haltung der christlichen Kirche den Zigeunern gegenüber grundlegend geändert. Dies sei aus offiziellen Äußerungen auch des jetzigen Papstes immer wieder ersichtlich. Diese Chance gelte es zu nutzen, um ein völlig neues Verhältnis zu den Zigeunern aufzubauen.

Im zweiten Teil des Buches schreibt Rajko Djuric

– serbischer Rom im Exil – über Leben, Sprache und Tradition seines Volkes. Er ist auch Philosoph, Journalist, Schriftsteller, Dichter und Präsident der Welt-Roma-Union. Seine Beiträge schwanken zwischen romanhafter Fiktion und kulturhistorischer Sachverhaltsdarstellung, und gerade darin spiegelt sich der schwierige Prozeß einsetzender Verschriftlichung romanesker Tradition und Weltanschauung wider.

Das Buch endet mit einer einmaligen Anthologie von Gedichten, welche Roma- und Sinti-Autoren in ihrer Sprache, dem Romanes, geschrieben haben. Aus ihnen spricht die tiefe Sehnsucht nach Frieden in einer feindseligen Umgebung; in ihnen werden verlorene Kindheits-erlebnisse wach und ferne Klagen eines trauernden Volkes hörbar, wie im Gedicht »Auschwitz« von Santino Spinelli:

Eingefallenes Gesicht  
erloschene Augen  
kalte Lippen  
Stille  
ein zerrissenes Herz  
ohne Atem  
ohne Worte  
keine Tränen.

**Sinti und Roma gestern und heute**  
Herausgegeben von Mirella Karpati für:  
Centro Studi Zingari, Roma  
Gesellschaft für bedrohte Völker, Südtirol  
Centro di Cultura Dell' Università Cattolica, Bolzano (deutsche Übersetzung: Thomas Benedikter, Laura Bortolotti, u.a.), Bozen 1994

Das Buch ist im Büro der Gesellschaft für bedrohte Völker, Weyrgasse 5/14a, 1030 Wien (Tel.: 0222/712 37 62) um öS 165,- zu bestellen.

Stefan Nicolini

Große Ereignisse werfen schon ihren Schatten voraus, und daraus folgt: Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn man gleichzeitig Vertreter einer Mehrheit werden soll. Heulen und Zähneknirschen sind überall zu hören, spitze Schmerzensschreie prallen an das herzlose Gestein von Ötscher, Großglockner und Kahlenberg und werden als Echo ins Land zurückgeworfen, aufgrund der vergossenen Tränen droht die Hochwassermarken von Donau, Mur, Inn und Salzach überschritten zu werden.

Kaum mischt man sich auf dem Markt unter einkaufende Hausfrauen, kaum setzt man sich unerkannt in ein Gasthaus auf ein Achtel, kaum steht man in einer überfüllten Straßenbahn, schon beginnt das große Jammern. Fast hat man den Eindruck, alle Leute wollten lieber monatelang im Bergwerk arbeiten, bei Wasser und Brot, als dieser Tortur ausgesetzt zu sein: der Qual der Wahl!

»Wir müssen wählen gehen!« seufzen alle Leute, und es klingt, als müßte ein ganzes Volk kollektiv zum Zahnarzt. Auch die »Wahlurne« wird häufig zitiert, und da tauchen wohl Gedanken an den letzten Weg auf. Der Begriff »Wahlzelle« widerum erinnert an eine Gefängniszelle nach der übernächsten Justizreform, also auch kein erstrebenswerter Aufenthaltsraum. Und dann noch das Wort »Wahlkampf«, das bei einem so friedliebenden Volk wie den Österreichern nur negative Assoziationen auslösen kann. Da nützt es gar nichts, wenn ein paar SchlaucherIn nur von »Wahlwerbung« sprechen: Die Werbung geht auch allen auf die Socken! Wie es scheint, läßt sich das Wort »Wahl« hauptsächlich mit Pfui-gack-Wörtern kombinieren; nur so läßt sich das allgemeine Stöhnen er-

## im Oktober 1994

klären. Selbst das »Wahlzuckerl« schmeckt später bitter.

Da muß man sich ducken und stumm weitergehen, wenn man eine so kleine Minderheit ist wie wir: Ganze 183 Exemplare gibt es nur von uns in dieser Millionenbevölkerung. Beim heiteren TV-Beruferraten würde niemand auf uns verfallen. Wir sind eine Mini-Gruppe wie sonst nur die einhändigen eignordwanderproben Rollstuhlfahrer, die den Yeti gesehen haben und beteuern, er schaue wie ein bekannt klagewütiger



Parteführer aus, nur nicht so alt.

Wir sind ja auch nicht glücklich über die Wahl, aber wir dürfen es nicht einmal sagen! Oder glaubt jemand, daß uns der Scheiß-Job Freude macht? An kalten September- und Oktobertagen schon frühmorgens herumstehen und an Passantendiskussionen teilnehmen. Rund um die Uhr Pokale überreichen und Schnapsrunden zahlen. Immer von einem Heer von Querulanten gequält werden, von Bittstellern, Wichtigmachern, Arbeits- und Obdachlosen. Zuhören müssen beim Blödsinn, den der Kollege da vorne am Rednerpult verzapft. Stets

das Risiko vor Augen, von einer freiheitlichen Turnlehrerin attackiert zu werden, die, schon ein wenig vergeblich, im Parlament ihre Morgengymnastik nachholt. Lesen wir vom Blatt, hagelt es Kritik. Assoziieren wir frei, etwa daß man fest am Mikrophon lutschen könne, ist es auch nicht recht. Selbst wenn wir uns um alleinstehende Frauen in Bukarest kümmern, haben wir eine schlechte Nachred'. Machen wir Betriebsbesuche, heißt es, wir halten die Leute von der Arbeit ab. Machen wir keine, heißt es, wir kümmern uns nicht um die Wirtschaft. Dazu noch die dauernde



Hg Brüssel- und Straßburg-Fahrer, von den Erdenkundungsreisen auf die Malediven zum Thema alpiner Pflanzenschutz ganz zu schweigen. Und überhaupt: Würden Sie sich freiwillig in einem Raum aufhalten, in dem alle paar Minuten ein Verteidigungs- oder Innenminister vorbeikommen kann? Im Abstand von einem Meter? Na eben!

Nun ist nicht zu bestreiten, daß die heimische Bevölkerung in diesem Jahr einer harten Belastungsprobe ausgesetzt ist. Bereits im Frühjahr gab es drei Landtagswahlen, und weil viele Österreicher glaubten, sie müßten am gleichen Tag in Kärnten, Tirol und Salzburg wählen, blieben sie lieber gleich zu Hause. Im Juni folgte die Zumutung der EU-Volksabstimmung, und das

Superwahljahr war damit noch nicht zu Ende: es waren noch die Arbeiterkammer- und die Nationalratswahl zu überstehen. Eine gewisse Wahlmüdigkeit ist da schon zu verstehen.

So ist es kein Wunder, daß aus der wissenschaftlichen Ecke einige Vorschläge gekommen sind, die den Wählern eine kleine Erleichterung verschaffen sollen und nebenbei auch das Budget entlasten. So könnte man an Wahltagen im Fernsehen alle TV-Werbespots hintereinander senden. Der Wähler betätigt bei Zustimmung die Klospülung, das Wasserwerk liefert anschließend die Resultate. Das Verfahren ist noch nicht ganz ausgereift: Wahlschwindler könnten auch die Dusche aufdrehen, und Nichtbesitzer eines TV-Gerätes und eines Privat-WCs müßten zum Nachbarn gehen, wodurch das Prinzip der geheimen Wahl verletzt wäre. Deshalb sind im Volk andere Methoden äußerst populär:

Unter dem Motto »Horoskopie statt Demoskopie« berechnet die Astrologische Gesellschaft die Erfolgskurven der Spitzenkandidaten für die nächsten vier Jahre aufgrund der Geburtsstunde. Oder noch einfacher: Jede Zeitung entsendet pro 50.000 Käufer ihres Blattes einen Redakteur ins Parlament, die vorher von ihm gestaltete Seite bleibt frei. Einige Experten halten das sogar für eine Verschönerung der Presselandschaft.

Leider sind diese Reformen auf die Schnelle nicht durchzuführen, und so kann sich nur eine Gruppe höhnisch ins Fäustchen lachen, wenn sich alle anderen grambeugt zur Stimmabgabe schleppen: die Ausländer! Die haben sich's wieder so gerichtet, daß sie weder wählen noch gewählt werden müssen. Kein Wunder, daß dieses Privileg vielen überforderten Einheimischen ein Dorn im Auge ist!



**Impressum:**

**M., H., V.: Bürgerinitiative Demokratisch Leben**  
**Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck**  
**P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 24/94**  
**Druck: Dolezal Ges.m.b.H., 1100 Wien, Herzgasse 49**  
**Rücksendeadresse: Initiative Minderheitenjahr**  
**Klostergasse 6, 6020 Innsbruck**



WIENER  
INTEGRATIONSFONDS

